

MINIATUR

IV

BIBLIOTHEK

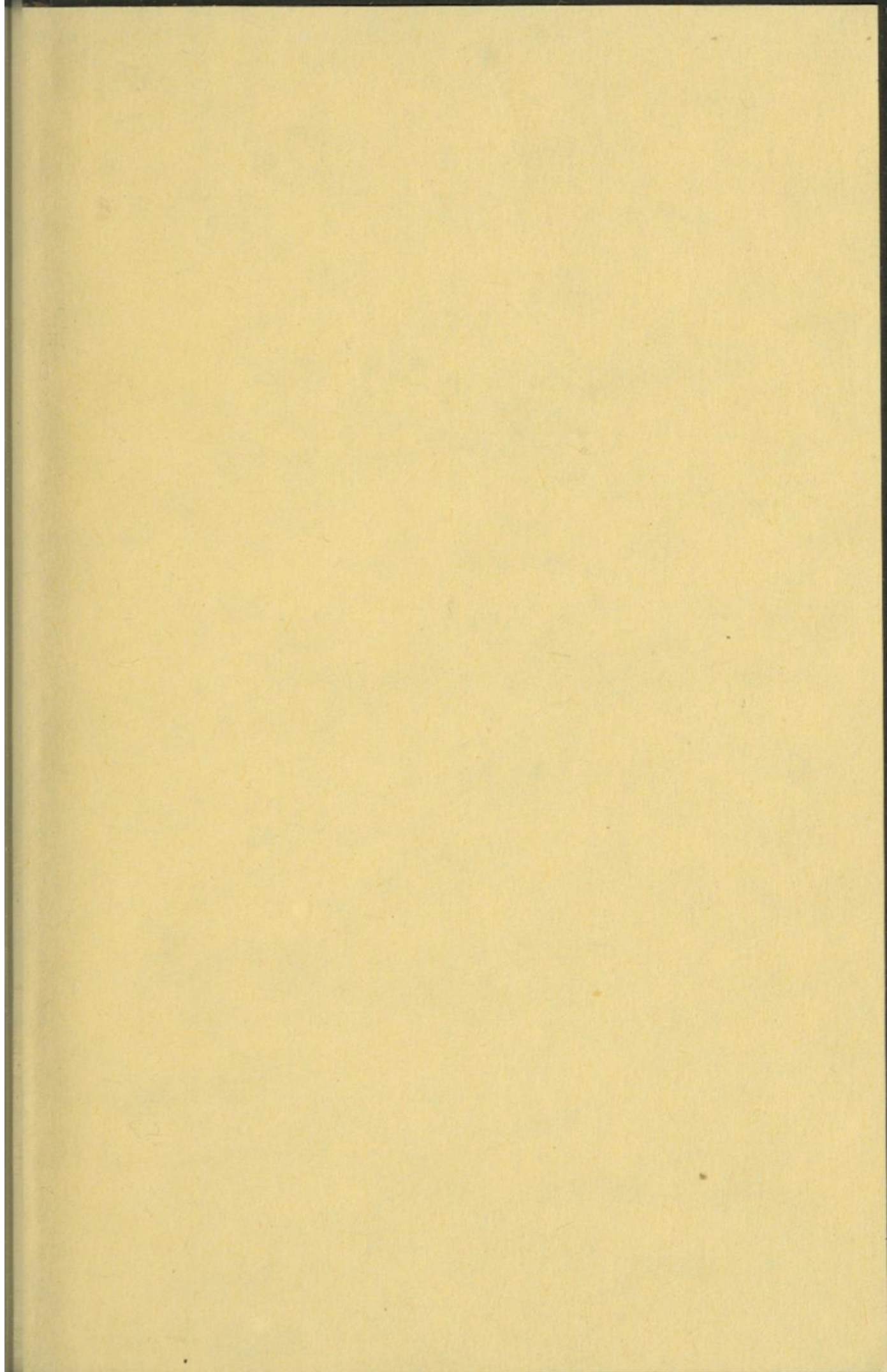


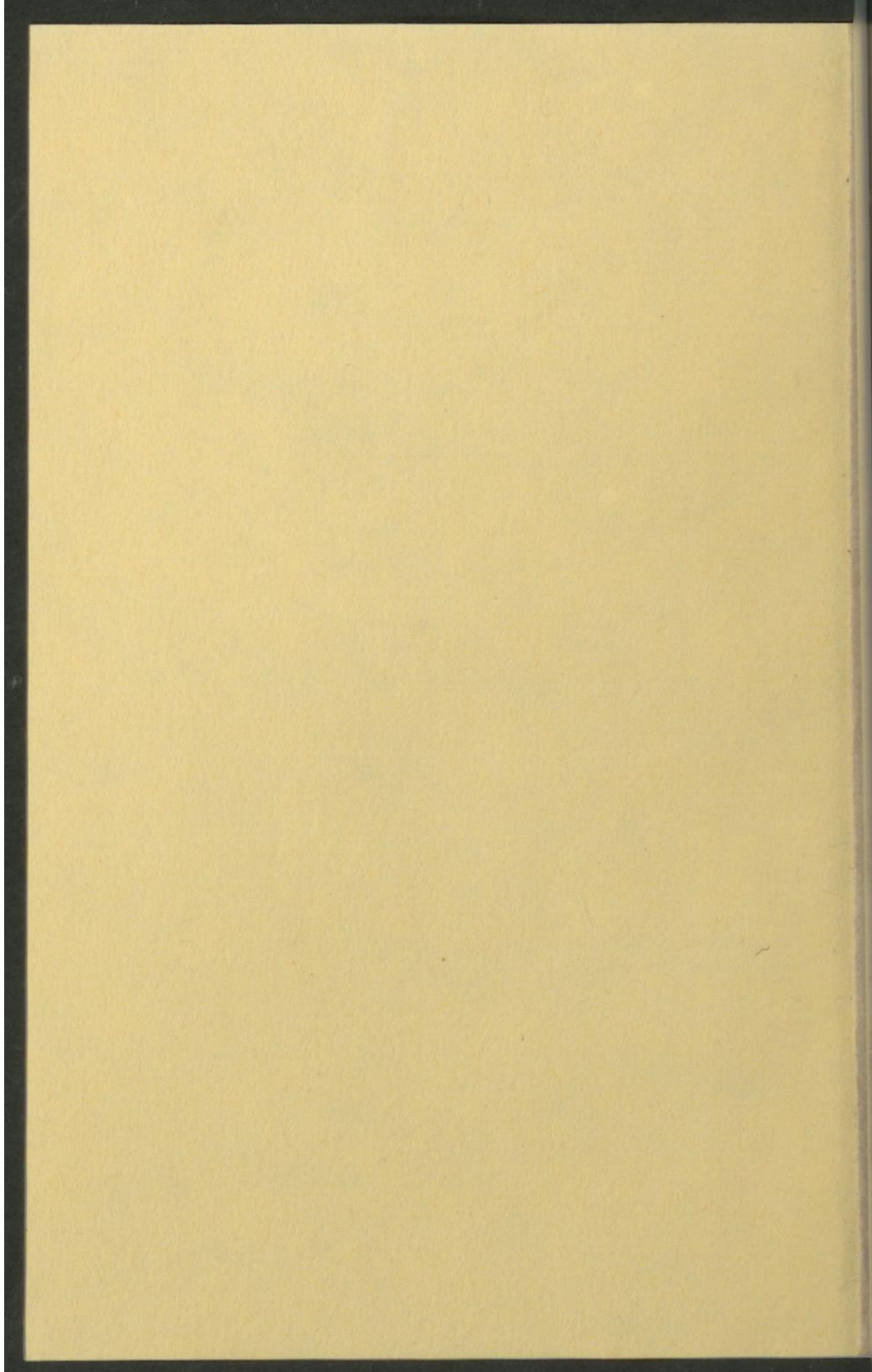
Mainz, Verlag von Jos. Scholz

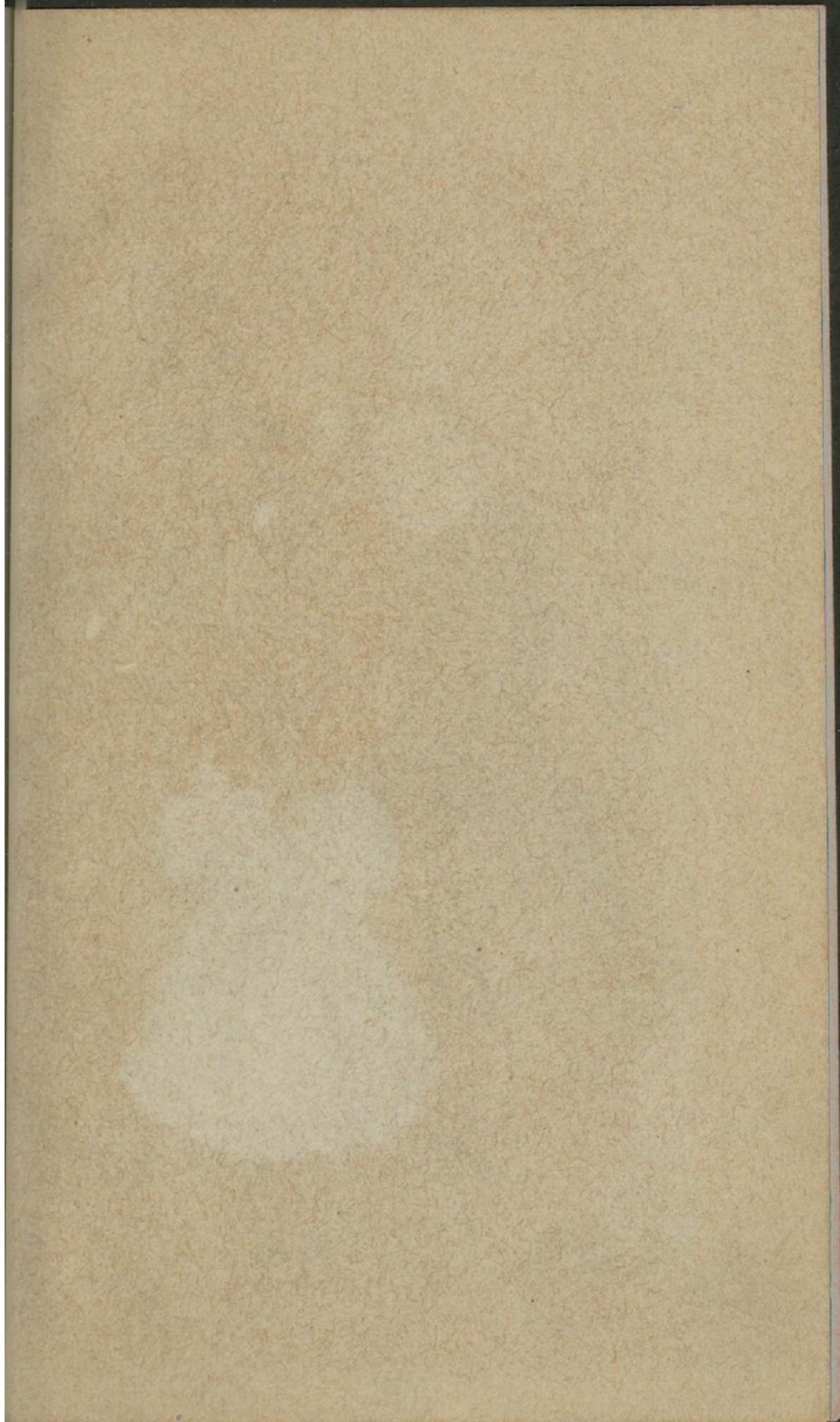
Stadtbibliothek Mainz



36-03231976









Miniatur-Bibliothek.

Josephinens erste Weihnachtsfeier.

Jung gewohnt, alt gethan.

Der geheilte Ungehorsam.

Der Geburtstag.

Washington.

Vor einer Kirchthüre.

Die Geschichte vom kleinen Schiffsjungen.

Der arme Bube.

Der Schilling und das Goldstück.

Zachäus.

Karl und Ludwig.

Mission.

Der Diamant.

Ich kann meine Aufgabe nicht lernen.

Ein lebendes Opfer.

M a i n z.

Verlag von Joseph Scholz.

IV.

Scholz 619



2022-173, 178

I.

Josephinens erste Weihnachtsfeier.

Josephine war bereits 12 Jahre alt, als sie zum erstenmal einen Christtag feierte. Ihr wundert euch darüber, liebe Kinder, wie das möglich sei in einem christlichen Lande, wo das Christkindchen doch alle Jahre kommt? Ihr denket vielleicht, Josephine sei in einem fernen, heidnischen Lande geboren und erzogen worden, und habe darum so spät erst von Christo, dem Heiland der Menschen, gehört. Aber dem ist nicht so. Josephine war in Deutschland geboren und herangewachsen; denn auferzogen mag ich nicht sagen, weil die Zucht, unter der sie stand, und die allerdings zuweilen sehr hart und streng war, keine Erziehung genannt zu werden verdient. Sie war das Kind herumziehender Zigeuner im nördlichen Deutschland. Sie war, wie unser Heiland in einem Stall geboren worden, auch hieß ihre Mutter

Maria; aber es war zwischen der frommen Mutter des Herrn und dieser Maria der größte Unterschied. Sie führte, wie die Zigeuner meistens, ein wildes, unordentliches, sündhaftes Leben, erwarb sich ihren Unterhalt bald durch unverschämtes Betteln, bald durch betrügerisches Wahrsagen; aber um Gott und sein Wort bekümmerte sie sich nicht im geringsten. Dem äußerlichen Bekenntniß nach war sie römisch-katholisch; sie lebte aber ganz ohne Gott, ja selbst ohne den geringsten Schein seiner Verehrung dahin. In der Horde, mit der sie zog, wurde ein Tag wie der andere hingebracht: an's Kirchengehen dachte man Jahr aus Jahr ein niemals, und an Andachtsübungen im Familienkreise noch viel weniger. Nur bei ihren schrecklichen Flüchen hörte man den Namen Gottes und heiliger Dinge von ihnen. Daß Josephine gelehrt werden sollte, bei Tisch, am Morgen oder Abend zu beten, davon war nicht die Rede; wohl aber lernte sie frühzeitig eine Menge leichtsinniger, schmutziger Lieder. Von biblischen Geschichten erfuhr sie nicht ein Wort, wohl aber wurde ihr Gedächtniß ange-

füllt mit einer Menge wunderbarer Märchen und Erzählungen, die aber meistens so schlimm waren, daß die Sünde geradezu als etwas Schönes und Lobenswerthes darin dargestellt wurde. Die häufigen Streitigkeiten, die in der Horde vorkamen, die Diebereien, welche verübt, die listigen, betrügerischen Anschläge, welche angezettelt wurden, waren das gerade Gegentheil von allem dem, was man in einer christlichen Familie sehen sollte, und mußten nothwendig dazu führen, daß der Same des Unkrauts, der in jedem Menschenherzen sich regt, recht frühe bei den Zigeunerkindern hervorkeimte und jedes Pflänzlein des Guten erstickte. Oft schien es sogar, als ob gerade das der ruchlosen Mutter und ihrer gleich ruchlosen Gefährten größte Freude wäre, wenn Josephine Beweise davon ablegte, wie mächtig schon in ihrem jungen Herzen die Sünde sei. Da sie unter solchen Verhältnissen heranwuchs, so werdet ihr es begreifen können, wie sie in einem christlichen Land 12 Jahre alt werden konnte, ohne auch nur Weihnachten gefeiert zu haben. Indes sollte sie doch auch einmal

etwas vom Heilande erfahren, der gekommen ist, alle Menschen und auch sie selig zu machen. Die Gelegenheit dazu kam auf folgende Weise: christliche Freunde, welchen die Seelennoth der Zigeuner zu Herzen ging, gründeten in dem Dorfe Friedrichslohra, in Preußisch-Sachsen, eine Anstalt, in welcher durch einen gläubigen Schullehrer Zigeunerfinder unterrichtet und zu gottesfürchtigen Christen herangebildet werden sollten. Nach laugem heimathlosen Umherirren fand endlich auch Josephine hier eine freundliche Aufnahme. Zerlumpt, mit Schmutz und Ungeziefer bedeckt, mit der häßlichen Kräze behaftet, kam sie in der Anstalt an; und doch, so elend ihr äußerlicher Zustand war, so war der innerliche noch viel bejammernswerther, wie ihr schon aus dem oben Erzählten schließen könnet. Zuerst mußte jedoch für ihren Leib gesorgt werden, damit sie nicht ganz verderbe. Ihre vom Umherirren in Wald und Feld zerfetzten Kleider wurden ihr abgenommen, und da sie nicht weiter werth waren, in einer Grube verscharrt; dann wurde ein Bad bereitet, ihr ganzer Leib sorgfältig gewaschen und gereinigt,

und ihr frische Kleider angelegt. Es kam ein Arzt und verordnete Arzneien und Bäder, um sie von ihrer Krankheit zu befreien; darüber gingen mehrere Wochen hin, während welcher sie mit andern Kindern der Anstalt durchaus nicht umgehen durfte. Doch bei sorgfältiger Pflege und gesunder, regelmäßiger Nahrung heilte bald ihr brennender Ausschlag, und sie bekam ein wohlthuendes Gefühl der Gesundheit. Trotzdem war sie nicht gern in der Anstalt; sie fühlte zwar, daß es die Liebe war, die so vieles an ihr that, aber bisweilen wandelte sie doch eine lebhafte Sehnsucht nach ihrer ehemaligen Ungebundenheit an. So lange sie unter den Zigeunern gewesen war, hatte sie zwar manchen Tag bitteren Mangel leiden, oder mit schlechten Brocken oder stinkendem Fleisch vorlieb nehmen müssen; allein zu anderer Zeit gabs auch wieder vollauf zu essen, und es mangelte nicht an ausgesuchten Leckereien. In der Anstalt gabs keine solche Veränderung. Wohl fand bei den Speisen eine zweckmäßige Abwechslung statt, aber niemals wurde mehr als das ordentliche Maaß gegeben, und von Lecke-

reien war gar keine Rede. Sollte schon hie-
durch Josephine an Ordnung gewöhnt werden,
so stimmte auch jede andere Einrichtung des
Hauses damit überein, und eben das war ihr
lästig; sie sollte ihren eigenen Willen ganz
daran geben, und hatte doch nicht gehörig ein-
sehen gelernt, wie verkehrt dieser Wille sei.
Dies machte ihr manche trübe Stunde, und
zuweilen fing sie an, laut zu weinen, und ein-
paarmal versuchte sie sogar, aus der Anstalt
zu entlaufen; es wurde aber glücklicherweise
vereitelt. Als sie hautrein war, ging's etwas
besser; sie durfte jetzt in die Gesellschaft der
andern Zigeunerfinder, und das war ihr eine
große Freude. Aber bald gab es neue Uebun-
gen; es sollte jetzt an's Lernen gehen, was ihr
bis dahin eine ganz unbekannte Sache gewesen
war. Lesestunden wechselten mit Strickstunden,
zuweilen gab es auch etwas in einem nahege-
legenen Garten zu arbeiten. Lernen und ar-
beiten aber war sie bisher nicht gewohnt, und
besonders das erste kam ihr gar hart vor, ob
es ihr gleich nicht an Gaben fehlte. Sie hatte
noch gar keine Uebung im Ruhigsitzen, und

noch weniger im Festhalten der Gedanken auf das was gerade behandelt wurde, daher gab es häufige Zurechtweisungen, anfangs in größter Liebe, als aber diese nichts fruchteten, auch in Ernst und Strenge. Aller Anfang ist schwer, sagt man im Sprüchwort, und das bestätigte sich hier um so mehr, da es so lange angestanden hatte, bis Josephine zum Lernen angehalten wurde. Es saßen neben ihr sechs-jährige Mädchen, die ungleich besser lernten; das that ihr schmerzlich wehe. Aber eben diese Beschämung trug dazu bei, daß sie eines Tags den festen Entschluß faßte, mit ganzem Ernst sich dem Lernen zu widmen und nicht eher zu ruhen, bis sie so fertig lesen könne, wie die andern. Man betete fleißig in der Anstalt, und namentlich auch beim Beginn des Unterrichts. Hatte sie bis dahin auf diese Gebete wenig geachtet, so kam ihr jetzt der Gedanke: vielleicht könnte auch das Beten sie im Lernen fördern; und sie fing an, an dem Gebet andächtigen und herzlichen Antheil zu nehmen. Damit begann das wichtige Werk der Umwandlung ihres Innern. Mit dem ersten ernst-

lichen Gebet fiel auch der erste Strahl himmlischen Lichtes in ihr bis dahin so finsternes Gemüth, sie fühlte etwas von dem Zug der Liebe Christi, der uns arme Sünder bis in den Tod geliebt hat. Es kam zwar nicht so schnell zu etwas Ganzem. Leichtsinn, Trägheit und Flatterhaftigkeit kämpften noch immer um ihre Seele. Aber sie konnte jenen ersten Eindruck doch nimmer vergessen, und von Tag zu Tag ward es heller in in ihrer Seele. Es ging gleichsam eine ganz neue Welt in ihr auf, und sie verstand von Tag zu Tag vollständiger die rührenden Ansprachen ihrer treuen Pflegeeltern; besonders ergriffen wurde sie von den schönen Liedern, welche bald in der Schule, bald in der Strickstube gesungen wurden und ihrem Gedächtniß ohne große Mühe sich einprägten. Oft tönte dann mitten unter andern Beschäftigungen dieser oder jener Vers in ihrem Gemüthe wieder, wie z. B.

O Vater, leite
 Mein Herz noch heute
 Zu Jesu Liebe;
 Alles verstieße
 Was mich von meinem Heiland reißt!
 Abba, gib mir den heiligen Geist!

Mittlerweile nahte das heilige Christfest. Der Lehrer brach den gewöhnlichen Religionsunterricht ab und widmete mehrere Wochen der Vorbereitung auf diese wichtige Feier. Er begann mit der Erzählung vom Sündenfall und seinen traurigen Folgen. Da beschrieb er dann lebhaft die mannichfaltigen Verirrungen der Menschheit nach ihrer Lostrennung von Gott, ihrem Herrn und Schöpfer, sprach von den Finsternissen, die über ihren Verstand sich verbreitet, von den bösen Trieben und Neigungen, die ihren Willen gefangen genommen, und von der Unruhe und dem Unfrieden, der ihres Herzens sich bemächtigt habe. In Manchem erkannte Josephine genau das Bild ihres eigenen Zustandes, und mußte sich gestehen, daß, obwohl sie auf Christi Namen getauft worden, doch ihr Leben kein anderes als ein heidnisches gewesen.

An die Schilderung vom Sündenelend der Menschheit knüpfte der Lehrer die Sehnsucht nach einem Heiland und Retter, und wußte dieselbe so rege zu machen, daß am Ende einer Unterrichtsstunde Josephine von selbst fragte:

hat denn den lieben Gott dieses Elend der Menschen nicht gekammert? Oder hatte er keinen Segen mehr für die verlornen Kinder? — Ja, es kammerte Ihn das Elend der Menschen, war die Antwort, und er war schon frühe entschlossen, einen neuen Segensbund mit ihnen aufzurichten; doch wie dieses geschehen, kann ich euch erst morgen ausführlicher erzählen. — Josephine konnte den Morgen kaum erwarten, sie brannte vor Verlangen, die Geschichte zu hören, wie Gott der Menschheit sich angenommen und das große Werk der Versöhnung ausgeführt habe. Aber sie mußte noch etwas länger warten. Der Lehrer brachte die Erzählung in der ersten Stunde nicht zu Ende. Nur erst die in der Geschichte des israelitischen Volkes vollbrachten Vorbereitungsanstalten auf Christum konnte er in dieser Stunde aufzählen, und mußte damit schließen, wie die Gläubigen auf den Trost Israels warteten, woran er die kurze Bemerkung knüpfte: wie aber die Güte und Weisheit Gottes das Werk wirklich ausgeführt, das sollt ihr in der nächsten Stunde hören. Doch jetzt gab's noch

einen kleinen Verzug, der Josephinens Geduld auf eine neue Probe stellte. Statt daß sonst die Religionsstunden Vormittags gehalten wurden, und die Arbeitsstunden Nachmittags, wurde diesmal Vormittags gearbeitet, und erst gegen Abend der Unterricht begonnen. Es war der 24. Dezember 1831. Unerwartet sollte den Zigeunerkindern dießmal eine große Freude bereitet werden. Um sie aber dafür fähig zu machen, hatte der Lehrer so viel Fleiß auf den vorbereitenden Unterricht verwendet und nützte nun die letzte Stunde desselben, um von Jesu von Nazareth als dem erschienenen König und Heiland der Menschen recht herzlich und eindringlich zu seinen Kindern zu reden, und ihnen zu sagen, daß eben dieser Abend wie von der ganzen Christenheit, so auch von der Anstalt, in der sie sich jetzt befinden, zum Andenken an Seine Geburt gefeiert werde, und daß christliche Freunde, um die innerliche Freude der Anstaltskinder durch eine äußerliche zu erhöhen, ihnen einige Geschenke bereitet haben, die ihnen gewiß recht willkommen sein werden. Ihr findet diese Geschenke (schloß er) im Speisesaal,

und wir wollen jetzt hingehen, um sie in Empfang zu nehmen. Unterwegs laßt uns alle das schöne Lied singen:

1. Fröhlich soll mein Herze springen
Dieser Zeit, Da vor Freud
Alle Engel singen.
Hört, hört, wie mit vollen Choren
Alle Luft Laute ruft:
Christus ist geboren!
2. Nun, Er liegt in Seiner Krippen,
Ruft zu Sich Mich und dich,
Spricht mit süßen Lippen:
Lasset fahren, liebe Brüder,
Was euch quält, Was euch fehlt,
Ich bring alles wieder.
3. Ei so kommt und laßt uns laufen,
Stellt euch ein, Groß und klein,
Kommt mit großen Haufen;
Liebt den der vor Liebe brennet;
Schaut den Stern, Der uns gern
Licht und Labsal gönnet.

Während die Kinder also singend dem Saal sich näherten, ward die Thüre geöffnet; der Glanz zahlreicher Lichter steahlte ihnen entgegen. Die Tische waren noch nicht zum ge-

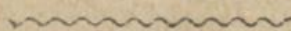
wöhnlichen Abendessen gedeckt, aber sie waren reich beladen mit allerlei kleinen, niedlichen Geschenken, welche christliche Menschenfreunde, zum Theil aus weiter Ferne, hergesandt hatten, um den armen Zigeunerkindern auf den Christtag eine rechte Freude zu bereiten. In der Mitte des Saals stand der Christbaum mit Lichtern und allerhand kleinen Figuren geschmückt, auf dem Tisch waren die Geschenke ausgebreitet: Halstücher, Schürzen, Strümpfe, Strick- und Nähzeug, Federrohre, Papier, Bleistifte und dergleichen. Daneben lag allerhand Backwerk. Ein Bild, das die Geburt des Heilandes vorstellte, das der Lehrer zu einem Geschenk für die Schulstube erhalten, war für diesmal an die Wand des Speisesaals aufgehängt. Nachdem jedes der Kinder seine Geschenke genug besehen hatte, drängten sie sich nach dem Bilde, und dies gab dem Lehrer eine willkommene Gelegenheit, ihnen nochmals die Geschichte der Geburt des Heilandes zu wiederholen. Als alles vorbei war, sagte der Lehrer: nun laßt uns auch dem lieben Gott für die Freude dieses Abends mit einander herzlich danken.

Er fiel auf seine Knie nieder, die Kinder und übrigen Hausgenossen folgten seinem Beispiel, und er sprach ein kurzes, aber ergreifendes Gebet, in welchem er zuerst die unendliche Liebe des himmlischen Vaters pries, die den eingebornen Sohn in die Welt sandte, damit uns Allen geholfen würde; daran schloß sich die herzliche Bitte, daß Er doch durch Seinen heiligen Geist aller Orten, insbesondere aber in dieser Anstalt dahin wirken möchte, daß doch keine der so theuer erkauften Seelen verloren gehen, sondern Alle den Heiland finden und ewig bei ihm bleiben mögen, nicht allein ihm zur Ehre und Freude, sondern auch denen allen, die mit so freundlicher Liebe der Anstalt sich angenommen. Nach dem Gebet durfte jedes Kind seine Geschenke in seinen Schrank tragen, es wurde das Nachteffen aufgestellt, und die Kinder nach dem Abendgebet zur Ruhe gebracht. Mit ihnen legte sich auch Josephine zu Bett, aber es kam so bald kein Schlaf in ihre Augen. Ihre Seele war voll froher und ernster Gedanken. Alle Eindrücke der letzten Tage floßen ihr in dem einen Gedanken zusammen: wie hat dich

Gott so lieb! Wie viel Gutes gibt er dir hier schon! Und doch ist dieses alles nur ein geringes und kleines gegen das was er dir dort geben will, wo du ein Mitgenosse der Herrlichkeit und Seligkeit seines eingebornen Sohnes werden sollst, der auch für dich in die Welt geboren ward, auch für dich litt und starb, und dich einst auf immer zu sich ziehen will! Unaufhörlich mußte sie dieser Liebe Gottes nachdenken, ihr Herz ward ganz warm und weich, und fühlte jeden noch so zarten Zug der göttlichen Liebe, und immer froher und dankbarer wurde ihre Seele. Doch wechselte mit dieser Freude auch Schmerz und Sorge. Ach, diesen Heiland, der dich so unaussprechlich liebt, hast du so lange, so oft, so arg betrübt! Kann denn auch dir zu gut kommen, was er den Seinigen zu lieb gethan hat? Wird Er dich nicht von sich stoßen, wenn du dich zu Ihm wendest? Ach, wenn Er nur da wäre, daß du zu Ihm gehen und Ihn fragen könntest, ob Er denn auch die böse Josephine lieben könne, ob Er wirklich auch für sie geboren sei? Unter solchen Gedanken entschlief sie. Ein

freundlicher Traum erquickte sie während des Schlafs. Es war ihr, als hätte sie ihren lieben Lehrer gebeten, sie zu Jesu zu bringen; zwar wollten einige Leute sie auf diesem Weg aufhalten und nicht herzutreten lassen, aber Jesus selbst rief sie herbei und sprach zu ihr: sei getrost, Meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben, legte die Hände auf sie und segnete sie. — Unter diesem Segenswunsch erwachte sie, und es war ihr unbeschreiblich wohl in ihrem Herzen, sie wünschte nichts anderes, als eine rechte Schülerin Jesu zu werden und sein ewiges Eigenthum zu bleiben. Bei dieser Fassung ihres Gemüths hatte sie unaussprechlichen Segen von der Feier des Christfestes, das in der Anstalt auf eine recht kindliche Weise begangen wurde. Sie sprach nicht viel, aber ihr Aussehen war heiter und vergnügt. Sie konnte sich fast nicht satt hören an den Gebeten, Gesängen und erbaulichen Unterhaltungen am Fest. Und auch als es vorüber war, konnte sie seiner nicht vergessen. Obgleich ihr demüthiger Sinn sich scheute, es gerade auszusprechen, so war es doch wahr: an diesem

Tag ward Christus in ihrem Herzen geboren, und ob es auch nicht an allerlei Kämpfen, Uebungen und Prüfungen fehlte, bis Er eine rechte Gestalt gewann, der Anfang zur lebendigen und bleibenden Gemeinschaft mit Ihm ward doch an dieser ihrer ersten Weihnachtsfeier gemacht, und es ward Freude im Himmel über diesem verlorenen und wiedergefundenen Schäflein.



II.

Jung gewohnt, alt gethan.

Liebe Kinder!

Da ich vernommen habe, daß ihr gerne von Männern leset, die durch Gottes Gnade etwas Rechtes geworden sind, nachdem sie in ihrer Jugend ihr Joch willig getragen haben, ihren Eltern und Lehrern in der Furcht Gottes gehorsam gewesen sind, eifrig gebetet, sich gerne mit dem Wenigen und Geringen beholfen haben, das ihnen dargereicht wurde, so kann ich nicht unterlassen, euch wieder ein Büchlein von einem solchen Manne zu schreiben, zumal da mir kürzlich eine Lebensgeschichte zur Hand gekommen ist, die reichlichen und lieblichen Stoff dazu bietet. Ich meine die Geschichte des am 7. Dezember 1861 zu Wilhelmsdorf im Glauben an seinen Herrn und Heiland selig entschlafenen Lehrers und Hausvaters der dortigen Knabenrettungsanstalt: J o h a n n

Martin Stanger. Die Wiege dieses trefflichen Mannes stand in der sehr niederen Hütte eines armen Webers zu Dettingen unter Urach, der sich von seiner Händearbeit kümmerlich nährte und zwar nicht erst als das Kinderhäuflein sich mehrte, sondern schon zu der Zeit, da der kleine Martin noch das einzige Kind war. Denn wie fleißig auch die Mutter spann und spulte und wie eifrig der Vater von der frühesten Morgenstunde an bis in den späten Abend hinein in der dunstigen Kammer sein Weberschifflein hin und her laufen ließ, der Verdienst war eben gering und reichte selten zu einer warmen Morgensuppe. Allermeist mußten Vater, Mutter und Kinder mit einem Stückchen schwarzen Brodes sich begnügen, das, wenn es gut ging, mit ein paar Tropfen Brantwein befeuchtet wurde. Auch über Mittag gab es nicht viele köstliche Speisen, Kartoffeln oder Mehlbei war fast die einzige Abwechslung in den Gerichten, kräftige Mehlnöpflein galten schon für eine absonderliche Ausnahme, noch seltener kam grünes Kraut und gewöhnlich nur dann, wenn Martin

im Frühsommer ausgegangen war, um junge Brennesseln zu sammeln, was natürlich nicht ohne schmerzliches Brennen der kleinen Händchen abging. Abends gab's gewöhnlich wieder kalte Rüche und nicht gerade jeden Tag einen Topf abgerahmte Milch zu den vom Mittag übrig gebliebenen Kartoffeln. Mit den Kleidern war's natürlich nicht besser bestellt, als mit der Kost. Den ganzen Sommer über war von Schuhen und Strümpfen nicht die Rede, die jungen Füße mußten sich gewöhnen, auf hartem Boden, spitzigen Steinen, und wann die Zeit zum Aehrenlesen kam, auf rauhem Stoppelfelde einherzugehen. Hosen und Wams waren vom größten Zwisch oder von geschenkten abgetragenen Kleidern, die oft noch lange als Sonntagsstaat gelten mußten, nachdem der ursprüngliche Besitzer sie längst nicht mehr an Werktagen hatte tragen mögen, und geflickt wurde an den Kleidern, so lange noch ein Faden daran halten mochte, wobei natürlich auf Gleichfarbigkeit des Zeuges nicht viel gesehen wurde. Der Mutter war's genug, wenn nur die Löcher zufamen, denn ihrer Armuth

ungeachtet, konnte sie es doch nicht sehen, wenn die Kinder in Lumpen herumgingen. Lieber blieb sie nach harter Tagesarbeit noch bis Mitternacht ob der Flickerei sitzen, um diesen ihr unausstehlichen Anblick zu vermeiden. In-
deß so gering es mit seiner Nahrung und Kleidung bestellt war, so gedieh doch der kleine Martin unter dem Segen Gottes herrlich und ward ein wohl aussehender, kräftiger Knabe, der frühzeitig etwas Tüchtiges leisten konnte. Eine besonders harte Zeit war für ihn der Winter mit seiner strengen Kälte. So wenig er schon den Sommer über versäumte, an den Holztagen in den Wald zu gehen, um dörres Brennmaterial herbeizuschaffen, so brachte er's doch nicht dahin, daß der Vorrath über den ganzen Winter reichte; daher mußte er auch in den kalten Tagen, wo Schnee und Eis die Felder deckte, zu den steilen Waldhöhen, die zwischen Dettingen und Hülben liegen, empor-
klimmen, um zu sehen, ob nicht noch etwas dörres Abholz aufzufinden sei? Nicht ohne Lebensgefahr stieg er auf die hohen Buchen und Eichen, und hatte keine größere Freude,

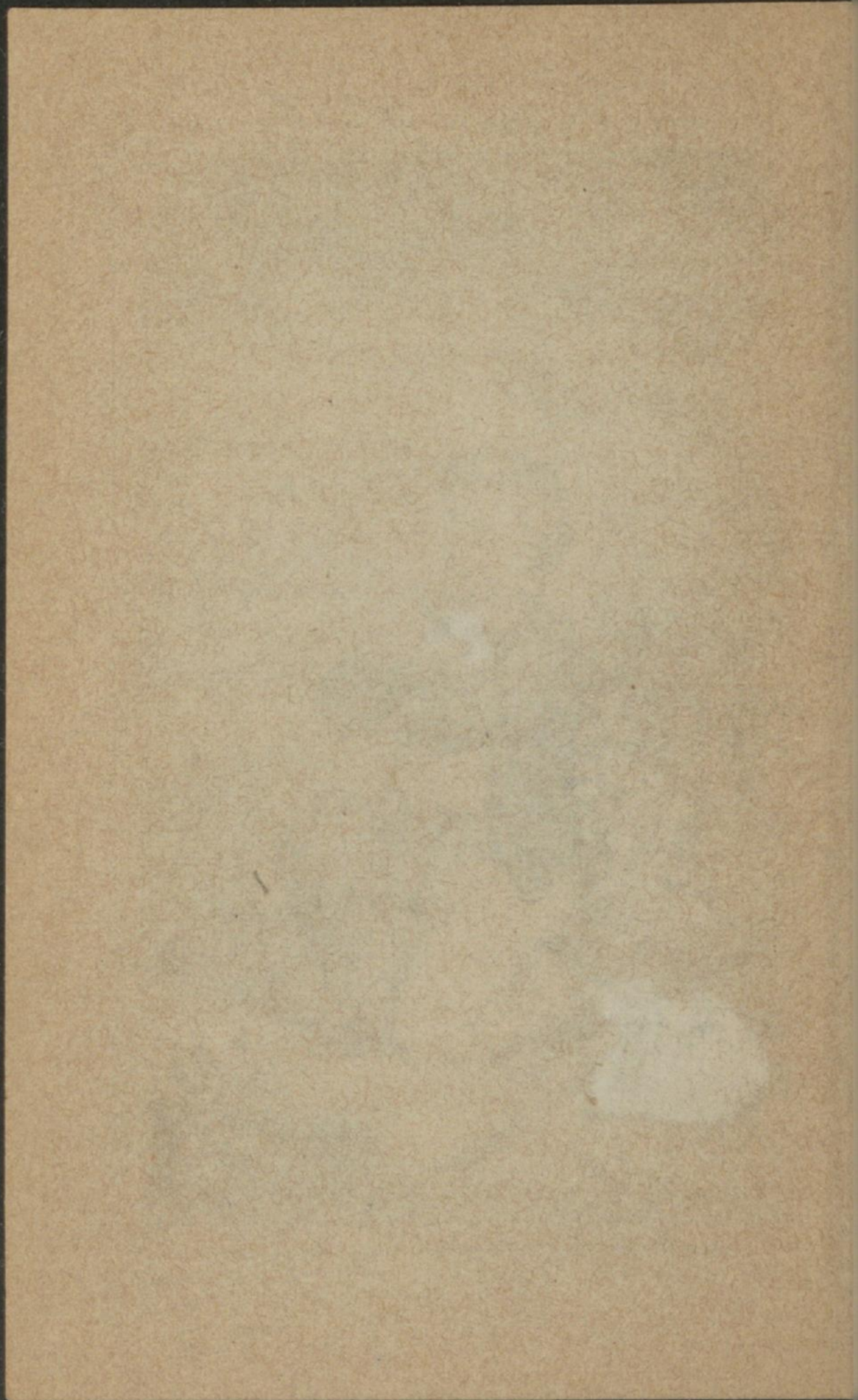
als wenn sich ihm eine tüchtige Tracht Sammelholz aufhäufte, die zu schwer war, als daß er sie heimtragen konnte: denn das machte ihm nicht bange. Er hatte sich einen Schlitten mit auf den Berg genommen, auf den setzte er sich mit seiner Last und fuhr dann pfeilschnell zwischen Busch und Baum die Höhe hinab, wobei er freilich alle mögliche Geschicklichkeit und Kraft anzuwenden hatte, um nicht Schaden zu nehmen. Wie sich erwarten läßt, ist nicht jede Fahrt gleich gut gerathen, aber vor Einem Schaden blieb er doch bewahrt, nämlich vor dem, welchen Luther mit den Worten bezeichnet: Wenn die Kinder zärtlich und herrlich gehalten werden, so schadet es ihnen ihr Lebenlang. Daneben durfte er aber auch die Erfahrung machen, daß das sorgliche Mutterauge treulich über ihm wachte, und wo die eigene Obhut und Hilfe unmöglich war, ihm die Engelwache herbeirief, die so gerne sich zum Schutz der Kinder nach dem Willen ihres HErrn brauchen läßt. Eine recht augenscheinliche Bewahrung durch diese Macht, die Martin erfahren durfte, ist folgende: Eines Tages sprengte eine Ab-

theilung Reiter durch das Dorf und traf ihn unversehens an einer so engen Stelle der Straße, daß er nicht mehr ausweichen konnte. Da rief ihm der Führer des Zuges zu: Geschwind, Kleiner, leg' dich auf den Boden! Flugs folgte er diesem Rath und nun schritt Pferd um Pferd behutsam über ihn weg bis auf das letzte; es wurde ihm nicht ein Haar gekrümmt und munter stand er wieder auf, als die Reiter vorüber waren. Wie freudig aber seine Eltern Gott für seine Errettung dankten, als sie ihn unversehrt wieder hatten, könnet ihr euch leicht denken. Mit einer andern Gefahr bedrohten ihn die rothen Flecken, welche eine Menge Kinder des Dorfes auf's Krankenbett niederlegten und nicht wenige dahinrafften. Wo Mütter oder Geschwister waren, die Zeit hatten, sich an das Bett der ungeduldigen Patienten zu setzen, um stets bei der Hand zu sein, wenn ein Füßchen oder Armchen die Grenze der schützenden Decke überschreiten wollte, damit keinerlei Erkältung die Krankheit verschlimmere, da konnte man wohl freilich eher hoffen, daß dieselbe ohne Nachtheil vorübergehe, aber das

konnte Martins Mutter nicht, die mußte nach Brod gehen, und das franke Kind allein lassen. Das hätte denn eines Nachmittags recht übel ausfallen können, wenn der liebe Gott nicht wunderbar den Schaden abgewendet hätte. Denn als der Knabe so allein in seinem heißen Bette lag, die Sonne so freundlich in die Stube hereinschien, und er das Gejauchze der Kinder auf der Straße hörte, da kam ihn die Lust an, an's Fenster zu gehen und ihren Spielen zuzusehen. Wie nun jene ihm zuriefen: Komm herunter, Martin, wir wollen nach der Erms gehen und baden, da bedachte er sich nicht lange und saß bald mit ihnen im kühlen Bache. Daß er sich dabei nicht einen schnellen Tod holte, sondern fröhlich wieder heimkehrte und bald völlig genas, war den Eltern wiederum eine ganz besondere Aufforderung zum Dank gegen Gott.

Nicht lange darnach traf ihn aber ein sehr schmerzlicher Verlust. Es war im Sommer 1804, da Martin gerade 10 Jahre alt war. Als nun die Kirschen reif geworden waren, füllte der Vater einen großen Korb mit denselben





und wanderte der Alp zu, in deren Dörfern er die süße Frucht mit Vortheil abzusehen hoffte. Er kam glücklich nach Altsteißlingen im Oberamt Ehingen, und bat, um kein Nachtlager bezahlen zu müssen, einen Bauern, daß er ihn auf dem Heubarn seiner Scheune schlafen lasse. Weil er aber ein sogenannter Nachtwandler war, so stand er im Schlafe auf, gerieth an das Garbenloch, stürzte hinab und verletzte sich dergestalt, daß er nach wenigen Stunden starb. So ward die arme Mutter mit ihren vier unmündigen Kindern eine Wittwe. Um es ihr zu erleichtern, erbot sich ihr Bruder, der nach damaliger Sitte neben der Weberei die Stelle eines Lehrgehilfen versah, verheirathet war, aber keine eigenen Kinder hatte, ihren zweitältesten Knaben, Christoph Adam, zu sich zu nehmen. Sobald Martin davon hörte, stieg ihm der Gedanke auf, wenn nur ich statt des Bruders dürfte zum Better gehen! denn er hatte den Better gar zu lieb. Aber wie dieß machen? Er war kurz zuvor in den für ihn damals bedeutenden Besitz eines Kreuzers gekommen, und Alles um Alles, er bot

seinem Bruder seinen ganzen Reichthum an, wenn er ihn statt seiner zum Better ziehen lasse. Der war es zufrieden und schlug ein. Aber nun fragte es sich, ob auch der Better mit dem Tausch einverstanden sein werde? Doch wie der hört, daß Martin so gar gerne zu ihm käme, sieht er darin einen Wink Gottes, gibt seine Zustimmung und Martin wird von da an sein lieber Sohn. Indeß änderte dieser Wechsel in seiner äußern Hausordnung nicht viel; denn sein neuer Pflegevater Hiller lebte so arm, wie sein seliger Schwager Stanger es gewohnt war. Schmale Kost und tüchtige Arbeit war auch bei ihm Hausordnung, und wollte je einmal in dem einfachen Haushalt die Arbeit ausgehen, so war er nicht verlegen, wie er sie herbeischaffen könnte. Er sagte nur: Hör', Martin, ich meine es käme unserm Holz auf der Bühne gut, wenn es vor dem Winter noch einmal an die Luft käme. Da wußte denn dieser sogleich, was zu thun sei. Rasch flogen die Scheitlein zum Bühneladen heraus auf die Straße, und wurden ordentlich gebeugt, um nach kurzer Zeit wieder auf den Boden ge-

tragen zu werden. — Hiller war aber nicht bloß ein arbeitsamer, sondern auch ein entschieden frommer Mann, der gerne die Privaterbauungsstunden des Orts besuchte. Da hätte er es wohl gerne gesehen, wenn Martin mit ihm gegangen wäre, doch zwingen wollte er ihn nicht, denn von einer erzwungenen und erheuchelten Frömmigkeit hielt er aus guten Gründen nicht viel. Von freien Stücken mochte aber Martin für jetzt noch nicht mitgehen; denn er fürchtete, seine Kameraden möchten ihn verspotten. Wie aber der liebe Gott jeden an dem Trümmlein faßt, an dem er ihn am besten zu sich ziehen kann, so verfuhr er auch mit Martin. Der hatte ein gutes musikalisches Gehör und hörte Gesang für sein Leben gern. Sein Hauptlehrer im Gesang war ein Blinder, der ebenfalls die Versammlung besuchte und sich gerne von dem Knaben dorthin geleiten ließ. So kam er öfters an das Haus, wo sie gehalten wurden, und blieb auch wohl eine Weile unten stehen, wenn der Gesang begann. Wie gerne wäre er hinaufgegangen und hätte mitgesungen, wenn nur die Furcht vor dem

Spott der Kameraden nicht gewesen wäre! Nun geschah es aber, daß er die Leute, welche seinen Vetter besuchten, öfters von der nahen Zukunft des HErrn reden hörte, und von dem bevorstehenden Auftreten des Antichrists, wo nur diejenigen durchkommen und dem ewigen Verderben entrinnen würden, welche fest an dem HErrn hielten. Da übermog denn die Furcht vor dem Verlorengehen die Scheu vor den Kameraden, und er wagte es zuerst einmal bei Nacht, bald aber auch am hellen Tage die Versammlungen zu besuchen. Das war für ihn ein entscheidungsvoller Schritt, und sein Vetter wurde es bald gewahr, daß von nun an das Geschäft der Erziehung des Knaben um ein gutes Theil leichter ging, denn Martin folgte jetzt dem innern Zuge des göttlichen Geistes und bedurfte nun um so weniger der äußerlichen Zucht.

Nach seiner Confirmation sollte Martin Müller werden. Sein Pflegevater hatte ihm auch bereits zu Unterhausen einen Meister gefunden, und Martin zog mit Freuden dorthin, denn er hoffte, er würde es da besser haben, als bei der mühseligen Weberei. Allein kaum

war er acht Tage bei dem Müller, so trieb Hillern die Sorge, der Knabe möchte hier an seiner Seele Schaden leiden, ihn wieder nach Hause zu holen. Wohl kam es ihn schwer an, zu folgen, aber an Gehorsam gewöhnt, ließ er es sich gefallen, und schickte sich in die Aufgabe, in der dumpfigen Webekammer den oft brechenden Faden der Geduld immer wieder anzuknüpfen. Doch durfte er nicht ausschließlich bei der Weberei bleiben; nicht ungerne ließ ihn der Better zuweilen Tagelöhnerarbeit annehmen, die ihm besser zusagte. Bald war er Drescher, bald Holzspälter, bald Weingärtner, bald Ackerknecht, und überall war er nicht nur seines Fleißes und seiner Anständigkeit wegen, sondern insbesondere auch wegen seiner Ehrlichkeit ein gar beliebter Arbeiter. Mit der Zeit führte ihn aber der Herr noch auf andere Wege. Zunächst mußte er 1812 Soldat werden und gegen die Franzosen zu Felde ziehen, wobei er die heißen Schlachten von Brienne und Montereau durchmachte.

Nach der letztern wurde er gefangen und mußte in's Innere von Frankreich wandern.

Hier brachte ihn ein Nervenfieber dem Tode nahe. Aber der HErr war sein Arzt, machte ihn wieder gesund und führte ihn glücklich nach der Heimath zurück. Später machte er noch einen zweiten französischen Feldzug mit, wurde in die Wade geschossen, und mußte lange im Spital liegen. Nach seiner Heimkehr diente er mehrere Jahre in einem Gasthose als Hausknecht, ward sodann Aufseher in Kullens Knabenanstalt in Kornthal und endlich Missionszögling in Basel. Allein wegen Kränklichkeit mußte er diese Anstalt wieder verlassen, und dieß bahnte ihm den Weg, Schullehrer in Wilhelmsdorf und Hausvater der dortigen Kinderrettungsanstalt zu werden. Als solcher fand er reichlich Gelegenheit, was er unter der Zucht und Leitung Gottes in seiner Jugend geübt und gelernt, zum Segen der ihm anvertrauten armen Kinder zu verwenden, und ist endlich von hinnen geschieden als ein Arbeiter im Dienste seines HErrn, der eine Treue geübt, wie wenige andere, und ich glaube zuversichtlich, die Ewigkeit wird es klar machen, daß ihn der HErr tauglich gefunden, über viel gesetzt zu werden.

III.

Der geheilte Ungehorsam.

Es gibt, liebe Kinder, kein größeres Uebel, als den Ungehorsam, und an nichts können wir es so deutlich erfahren, daß wir zum sündigen Menschengeschlecht gehören und daß unsere Herzen verderbt und krank sind, als an dem Ungehorsam, der sich in uns gegen Gottes Gebot und Seine heilige Ordnung erhebt.

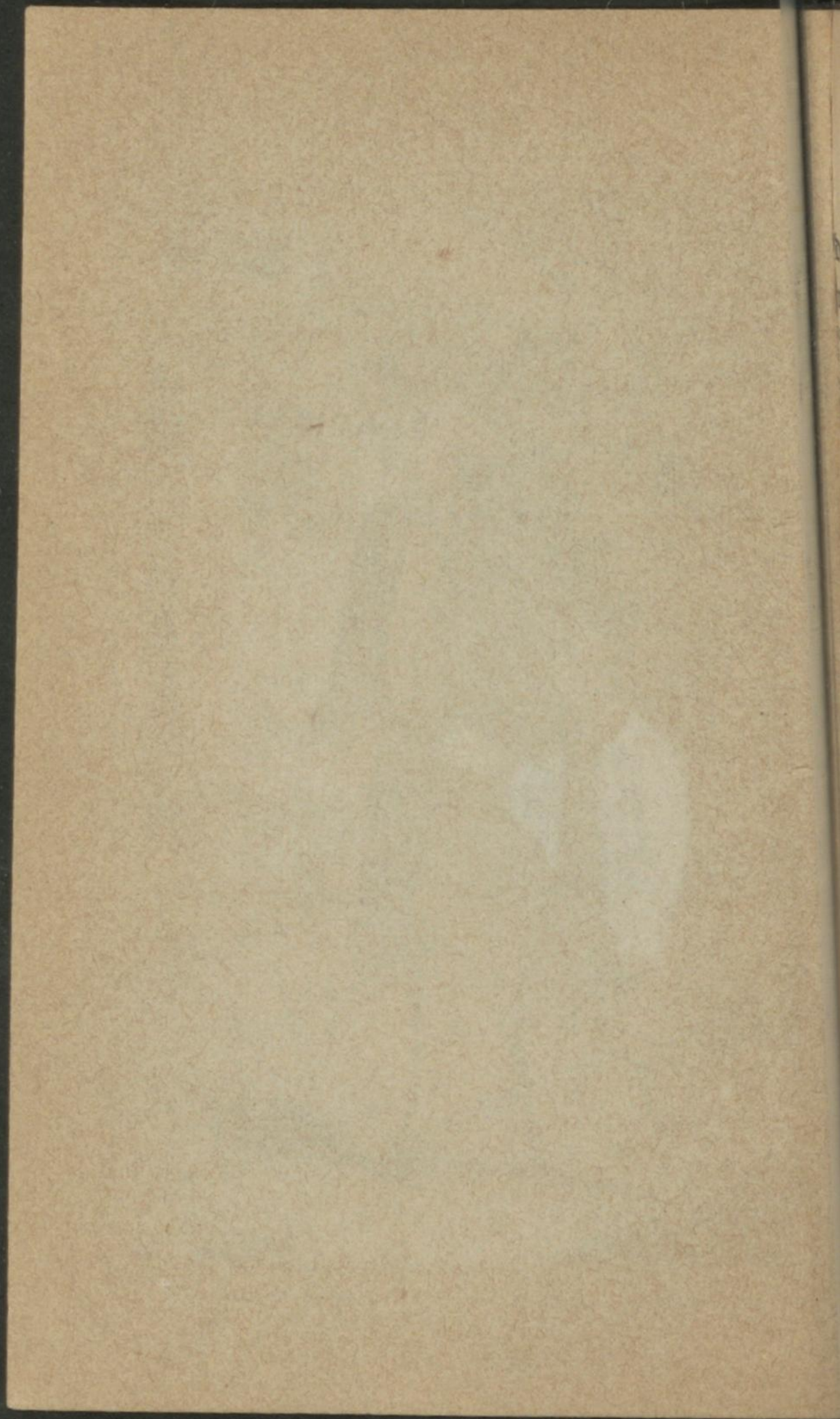
Diese Sünde des Ungehorsams, welche Gott in Seinem Wort mit den schwersten Ausdrücken und Strafen bedroht, wie 1. Sam. 15, 23., wo er Zaubereisünde genannt wird, und 5. Mos. 21, 18. 20., wo Gott befiehlt, daß ein ungehorsamer Sohn gesteiniget werde — findet sich schon frühe bei den Kindern, daher Alles daran gesetzt werden sollte, dem Ungehorsam mit Ernst zu begegnen, und die Kinder an Gehorsam gegen Gottes Gebot und gegen Eltern und Erzieher zu gewöhnen.

Ich bitte euch daher, liebe Kinder, die ihr dieses Büchlein leset, daß ihr fleißig um ein gehorsames Herz den lieben Heiland anflehet, der so gerne gibt, dem, der Ihn bittet und der will, daß allen Menschen geholfen werde. Dabei aber strecket auch euch selbst daran, den Ungehorsam zu überwinden, denn jeder Sieg, den ihr so erringet, gibt euch neue Kraft im Kampf gegen diese Sünde, und schafft euch ein fröhliches Herz.

Weil aber die Kinder lange Ermahnungen nicht sehr lieben, so will ich euch lieber eine lehrreiche Geschichte erzählen.

Heinrich, das Schooskind seiner sanften und zärtlichen Mutter, war während der dreijährigen Abwesenheit seines Vaters, der, als ein Seemann, lange von Haus abwesend sein mußte, zu einem rohen und halbstarrigen Knaben aufgewachsen. Der Vater nahm dieß nach seiner Rückkunft, auf die er sich auch um seines Heinrichs willen so sehr gefreut hatte, mit Schmezen wahr, sagte ihm aber während einiger Tage, in denen er ihn nur stille beobachtete, nichts darüber.





Aber der Knabe fühlte doch und sah es an den Mienen seines Vaters (auf den er sich, nach den häufigen Erzählungen der liebevollen Mutter von ihm, auch sehr gefreut hatte), — daß sein Benehmen ihm mißfiel.

An einem schönen Herbstabend befahl der Vater seinem Heinrich, seine Kappe zu holen und mit ihm einen Spaziergang zu machen. Man ging auf einen freien Platz in's Feld, den Spielplatz der Kinder des Städtchens, dort sprachen beide eine Weile heiter über allerlei Sachen. Auf einmal wandte sich der Vater mit der Frage an den Knaben, ob er wohl den Schatten bemerke, welchen der große Fels verursache, der mitten im Felde stand? Er bejahte es, und der Vater fuhr fort:

„Siehe dieser Platz war auch mein Spielplatz, als ich noch ein Knabe war; meinem Vater gehörte dieses Land. Aber dieser Felsen erinnert mich, so oft ich ihn ansehe, an ein Ereigniß meines Knabenalters, dessen Andenken so schmerzliche Empfindungen in mir erregt, daß ich nicht von demselben sprechen würde, wenn nicht dir die Mittheilung eine heilsame

Warnung sein könnte. Darum merke auf, lieber Heinrich, und lerne Weisheit aus deines Vaters Jugendsünde."

"Mein sel. Vater starb und hinterließ mich, den einzigen Sohn, als kleines Kind. Meine sel. Mutter war eine sanfte, fromme Frau, die sich ganz ihren Kindern widmete. In meiner Kindheit liebte ich sie innig, ich fühlte mich nur bei ihr glücklich. Als aber die Zeit kam, daß ich in die höhere Stadtschule gesendet wurde, gerieth ich unter rohe und unartige Knaben hinein. In ihrer Gesellschaft verlor ich allmählig die Liebe zum häuslichen Leben und die Hochachtung vor meiner Mutter. Ich hielt es für ein Zeichen von Muth, ihrer Ermahnung und Zucht zu widerstehen und keine Reue nach den Ausbrüchen des Ungehorsams zu zeigen, obgleich ich wußte, daß ich ihrem treuen Mutterherzen bittere Schmerzen damit bereite. Ich konnte mich nicht darüber wegsetzen, daß meine Kameraden mich ein „Mammafindlein“ nannten, und meinte Alles thun zu müssen, um mich dieses Schimpfnamens zu entledigen. Meine Mutter und Schwester, die

mehrere Jahre älter war als ich, gaben sich alle Mühe, mich zu bewegen, meine Freude und Erholung im häuslichen Kreise zu suchen, aber vergeblich! O! wie viele Seufzer, Gebete, Ermahnungen und Bitten einer treuliebenden Mutter schlug ich in den Wind. Ich blieb ein roher, lärmender und ungehorsamer Knabe."

„An einem schönen Herbsttag wollte ich eben vom Essen aufstehen, um bis zur Nachmittagschule auf der Gasse mit meinen Kameraden zu spielen; da legte die Mutter ihre Hand auf meine Schulter und sagte mild, aber fest: „Alfred, ich wünsche, daß du heute mit mir gehst."

Gerne hätte ich mich widersetzt, aber es lag in dieser Aufforderung ein solche Würde, daß ich Scheue bekam. Sie setzte nach dem Tischgebet ihren Hut auf und sagte zu mir: „Wir wollen zusammen einen Spaziergang machen." Ich folgte ihr schweigend, unter dem Hause traf ich einen meiner Kameraden, der auf mich wartete und mich höhnißch anlachte, als er mich mit meiner Mutter gehen sah. Mein Stolz wurde dadurch tief verletzt.

Es war zwar ein schlechter Knabe; aber er

war ein paar Jahre älter als ich, wodurch er einen großen Einfluß über mich ausübte.

Wir kamen auf der Stelle an, da wir jetzt stehen, meine Mutter setzte sich in den Schatten dieses Felsen und winkte mir, mich neben sie zu setzen. Ich wollte mich in meinem Ungehorsam nicht setzen, sondern blieb mürrisch vor ihr stehen. „Lieber Alfred,“ — sagte sie, „hast du denn alle Liebe zu deiner Mutter verloren, daß du nicht folgen willst?“ — Ich antwortete nicht darauf. — „Ich fürchte, es ist so,“ — fuhr sie fort; — „möge Gott helfen, daß du dein verderbtes Herz erkennst, und mich stärken, daß ich meine Pflicht an dir thue.“ —

Dann suchte sie mir das Gottwidrige meines Ungehorsams und dessen Folgen vorzustellen. Sie suchte durch Thränen, Bitten und Gebet Eindruck auf mich zu machen. Sie hielt mir das Wort Gottes und das Beispiel großer und frommer Männer vor, die in Gehorsam gegen ihre Eltern und in der Furcht Gottes gestanden sind. Ich war bewegt, suchte es aber zu verbergen und blieb gleich trotzig vor ihr stehen.

Welch ein tiefer Schmerz war auf dem Angesicht meiner theuren Mutter sichtbar, als sie wahrnahm, daß Alles mich nicht zu rühren vermochte. Sie stand endlich auf und ging tiefgebeugt nach Hause, und ich folgte ihr in einiger Entfernung. Zu Hause angekommen sagte sie, „es ist jetzt Zeit zur Schule, gehe hin mein Sohn, und ich bitte dich nochmals, denke über das Alles, was ich dir gesagt habe, nach.“

„Ich werde nicht in die Schule gehen,“ sagte ich.

Sie war erstaunt über meine Kühnheit, aber erwiderte fest: „Alfred, gewiß wirst du zur Schule gehen; ich befehle es dir.“

„Ich will nicht,“ sagte ich mit Trotz.

„Eins hast du zu wählen, Alfred, — entweder du gehst sogleich zur Schule, oder ich schließe dich in dein Zimmer ein, wo du bleiben wirst, bis du mich wegen deines sündlichen Ungehorsams um Verzeihung bittest und versprichst, deiner Mutter künftig unbedingt zu gehorchen.“

„Das solltest du einmal probiren,“ sagte ich;

— „du kannst mich nicht die Treppe hinaufbringen.“

„Alfred, wähle jetzt,“ sagte meine Mutter, und legte ihre Hand heftig zitternd auf meinen Arm, ihr Angesicht war leichenblaß.

„Wenn du mich anrührst, gebe ich dir einen Fußtritt,“ sagte ich in furchtbarer Wuth.

„Willst du gehen, Alfred?“

„Nein;“ erwiderte ich, erbehte aber im Innersten vor ihrem majestätischen Blick.

„So folge mir,“ sagte sie und erfaßte fest meinen Arm. Ich hob meinen Fuß auf — o Heinrich, höre es! — und gab ihr, der treuen, frommen Mutter einen Tritt. — Ich elender Mensch, habe meiner seligen Mutter einen Tritt gegeben!

Gott hat mir in Gnaden, um Christi willen, meine Sünden alle vergeben, wofür ich Ihn im Staube anbete, ich selbst aber kann es mir nie vergeben, und wie der Schatten von diesem Fels hier auf dem Felde liegt, so bleibt diese Sünde ein dunkler Fleck in meinem Leben. — Sie wankte einige Schritte zurück und hielt sich an einem Stuhle. Sie sah mich nicht an;

ihr Herz pochte mit hörbaren Schlägen. — „O Vater im Himmel!“ — rief sie, — „vergieb ihm, denn er weiß nicht, was er thut!“ — Es kam gerade der Gärtner an der Thür vorüber, die Mutter winkte ihm herein und sagte ihm: „Bring den Knaben in sein Zimmer und schließe ihn ein,“ indem sie sich von mir abwandte. Als mich der Gärtner wegführte, um meiner Mutter Befehl zu erfüllen, sah sie sich mit einem nochmaligen Blick nach mir um, den ich nie vergessen kann, es war das letzte unaussprechliche Wehe eines gebrochenen Herzens.

Nun war ich ein Gefangener in meinem Zimmer. Es kam mir der Gedanke, ich wollte mich zum Fenster hinausstützen und mir das Gehirn zerschmettern; aber der Gedanke an den Tod und die Hölle hielten mich zurück. Ich fühlte keine Reue und doch verfolgte mich das blasser Antlitz meiner Mutter wie ein Gespenst. Ich warf mich auf mein Bett und schlief ein. Ich erwachte um Mitternacht, erschreckt durch fürchterliche Träume, ich zitterte vor Angst und fühlte mich in meiner Seele sehr,

sehr unglücklich. Ich hätte mögen meine Mutter sogleich auffuchen und um Verzeihung bitten, aber die Thüre war verschlossen. Bei Anbruch des Tages verlor sich meine Angst, und ich bekam Muth, allen guten Eindrücken zu widerstehen und dem Satan mich so auf's neue zu überlassen. Die Magd brachte Essen und Trinken, ich rührte es aber nicht an. Als nach einem schrecklich langen Tag die Dämmerung eintrat, war meine liebe Schwester an die Thüre gekommen, sie rief: „Alfred, was soll ich der lieben Mutter von dir sagen?“

„Nichts,“ — erwiderte ich.

„O Bruder, laß mich der Mutter sagen, daß es dir leid sei. Sie wünscht so sehr dir zu vergeben.“

„Ich will mich nicht gegen meinen Willen in die Schule zwingen lassen,“ versetzte ich.

„Aber du wirst in die Schule gehen, wenn die Mutter es verlangt, lieber Alfred,“ — sagte meine Schwester in bittendem Tone.

„Nein, ich will nicht,“ — schrie ich, — „und du brauchst mir nichts weiter darüber zu sagen.“

„O Alfred, du wirst die Mutter mit deinem teuflischen Ungehorsam tödten! Ja du wirst sie tödten! und dann wirst du immer unglücklich sein. — Lege dich doch auf deine Kniee und bitte Gott um Kraft, dein böses Herz zu überwinden.“

„Ich gab keine Antwort mehr. Ich war gerührt, aber ich widerstand meiner besseren Empfindung. Meine Schwester entfernte sich von meiner Zimmerthüre; wiederum warf ich mich auf's Bett und brachte noch eine fürchterliche elende Nacht zu.“

„Andere Schritte, schwächer als die meiner Schwester, beunruhigten mich. Eine Stimme rief meinen Namen, es war die meiner lieben Mutter.“ — „Alfred, mein Sohn, soll ich hereinkommen? Thut es dir leid, was du gethan hast?“ fragte sie.

„Die sanfte Stimme voll Wehmuth machte mich erzittern und schmolz das Eis meines Herzens; ich wünschte innig ihr um den Hals zu fallen, aber ich that es nicht. Aber Heinrich, ich that es nicht. Ich entgegnete ihr, während ich innerlich Lügen gestraft wurde,

es thue mir nicht leid. Ich hörte sie hierauf weggehen; ich hörte sie seufzen, und ich fühlte mich fürchterlich unglücklich."

"Ich schlief ein. Das laute Rufen meines Namens weckte mich aus meinem unruhigen Schlummer; meine Schwester stand bei mir."

"Stehe auf, Alfred, steh auf, komm eilends mit mir, die Mutter liegt im Sterben!" — Ich glaubte zu träumen, stand aber auf und folgte meiner Schwester. Bläß und kalt lag meine Mutter noch angekleidet auf ihrem Bette. Sie wollte noch einmal zu mir gehen, wurde aber von einem Herzklopfen befallen, besinnungslos ins Zimmer gebracht und auf ihr Bette gelegt.

"Mit welchem Seelenschmerz blickte ich die gute Mutter an, wie quälend war meine Reue, wie trostlos der Gedanke, daß sie es nicht mehr erfahre, daß mir mein Ungehorsam leid sei. Ich kniete an ihrem Bette und konnte nicht weinen, mein Herz brannte und mit Flammenschrift stand darin geschrieben: Du bist der Mörder deiner Mutter." —

Doch auf einmal öffnete sie langsam ihre

Augen, ihre Hand bewegte sich ein wenig. Sie sah mich an und bewegte die Lippen. Ich konnte die Worte nicht verstehen. „Mutter! Mutter!“ schrie ich, — „sage doch, daß du mir vergibst!“ Sie konnte es nicht mehr sagen, aber ihre Hand drückte die meinige. Sie lächelte mich an und wandte ihr Auge gen Himmel. Sie bewegte, — wohl betend, ihre Lippen, und so starb sie.

Ich blieb in tiefsten Schmerz versunken auf meinen Knieen liegen, die kalte todte Hand meiner Mutter festhaltend, bis mich meine zärtliche Schwester, unter reichen Thränen mich noch tröstend, wegführte. Ich folgte unter der Last meines Kummerß über meine Sünden. „Der Herr Jesus, der mich darunter zu sich zog und zum Glauben an ihn brachte, versicherte mich durch den heiligen Geist Seiner Gnade, aber die Fröhlichkeit der Jugend war auf immer dahin.“

Der Vater hörte auf zu reden, er verbarg sein Angesicht in den Händen. Heinrich aber fühlte tief, daß diese Mittheilung seines Vaters auf ihn völlig passe. Er ließ sich belehren

und hat im folgenden Verlauf seines Lebens öfters seines Vaters traurige Jugendgeschichte andern Kindern zur Warnung erzählt. So ist sie auch mir bekannt geworden und ich dachte, es könnte euch nütze sein, sie zu lesen und zu überdenken.

IV.

Der Geburtstag.

Ein englischer Bischof feierte seinen 50sten Geburtstag im Kreise seiner christlichen Freunde. Diese waren schon länger anwesend, ehe der Bischof eintrat. Endlich erschien er aus seiner Studierstube mit Thränen in den Augen und mit bewegter Miene. Nachdem er seine Freunde begrüßt und für ihre Segenswünsche gedankt hatte, sprach er zu ihnen: „Es sind euch bei meinem Eintritt meine Thränen und meine ernste Stimmung bemerflich geworden, davon bin ich eurer Liebe Rechenschaft schuldig.“

„Mein Geburtstag ist seit meinem 17ten Jahre ein ernster Bußtag für mich, bei dessen jedesmaliger Wiederkehr ich mich vor Gott als Mörder meines Vaters anklagen muß. An meinem 16ten Geburtstag trug mir mein Vater auf, mit unserm Gefährt von einigen Stunden Entfernung Freunde unsers Hauses zu

holen. Mir war es in meinem Ungehorsam nicht genehm und ich that es nicht. Mein Vater fuhr selbst, kam in einen Regen, erkältete sich und starb in wenigen Wochen an den Folgen dieser Erkältung. Gott hat mir diese schwere Sünde längst vergeben, aber beim Wiedereintritt meines Geburtstages muß ich jedesmal die von Christo erfahrene Schächersgnade unter Thränen preisen.“

V.

Washington.

Der in Virginien 1733 geborne und so berühmte gewordene „Washington,“ Begründer der Nordamerikanischen Freistaaten, wollte Seemann werden. Das Schiff, in das er eintreten sollte, lag bereits dem elterlichen Hause gegenüber vor Anker. Alles war zur Abreise bereit; nur seiner Mutter wollte er noch Lebewohl sagen. Da sah er ihre Thränen fließen, und obwohl sie ihm kein bestimmtes Verbot gegeben hatte, fühlte er doch in seiner liebhabenden Seele, daß seine Mutter, wenn er sich von ihr trenne, vielleicht nie mehr froh werden würde. Da wandte er sich schnell zu dem ihn begleitenden Bedienten und sagte: „Geh und hole meinen Koffer auf dem Schiff; ich will nicht weggehen und meiner lieben Mutter das Herz brechen.“ Sie sah ihn stauend an und sagte dann: „Georg, Gott hat

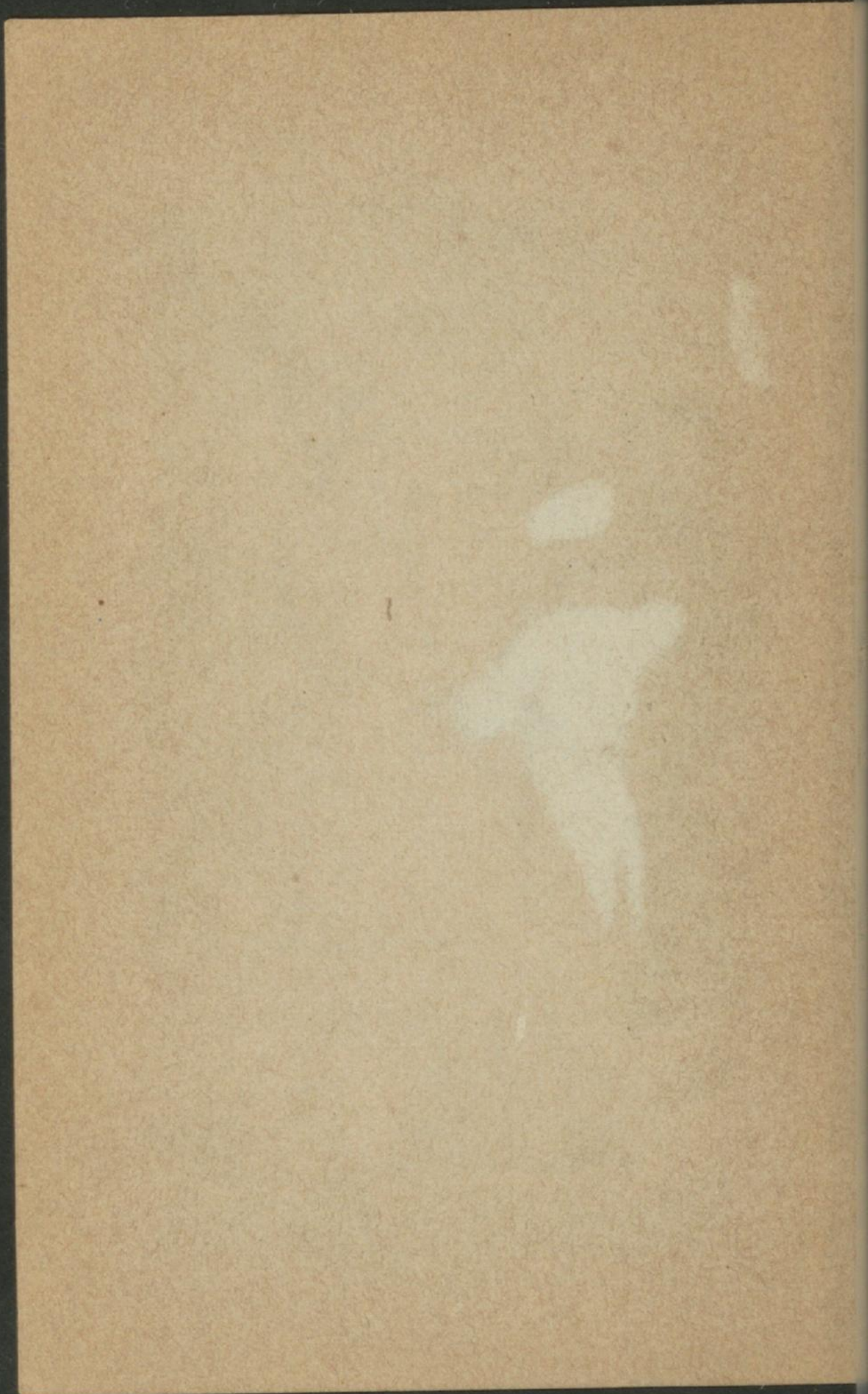
im 4ten Gebot verheißen, die Kinder zu segnen,
die ihre Eltern ehren; Er wird auch dich
segnen.“

Ein's hab' ich liebster Vater, Dir
Recht kindlich vorzutragen;
Ich weiß Du gibst und schenkst es mir,
Du kannst es nicht versagen:
Ich bitte Dich, daß Deine Hand
Mir schenke Weisheit und Verstand,
Und ein gehorsam Herze.

Dieß war's, was Davids frommer Sohn,
Von Dir sich ausgebeten,
Als er auf seinen Königsthron
Vor Kurzem war getreten.
Und dieß war Dir so angenehm,
Daß Du sein Haupt noch überdem
Mit Ehr' und Reichthum kröntest.

Gehorsam war der schönste Schmuck
An Jesu, Deinem Kinde,
Das unter Armuth, Schmach und Druck
Einherging ohne Sünde.
Wie willig war dieß theure Lamm,
Ja, bis zum Tod am Kreuzesstamm,
Im Lieben, Thun und Leiden!





War mein Erlöser unterthan
Den elterlichen Händen,
So laß mein Herz von Kindheit an
Zu frommer Zucht sich wenden!
Laß meiner Eltern treu Gebot,
Laß ihren Rath bis in den Tod
Mich durch Gehorsam ehren.

Gib, daß ich innigst folgsam sei,
Wenn mich die Lehrer ziehen.
Laß Widerspruch und Spöttelei
Mich mehr als Schlangen fliehen.
Nimm auch den Troß und Lügensinn,
Nimm allen Eigenwillen hin,
Dein Wille sei mein Wille!

Dr. Kambach.

VI.

Vor einer Kirchthüre.

Zwei kleine Knaben sahen zu, wie eben ein halbes Duzend junger Tauben aus ihrem Neste flogen und sich auf einem nahen Baum setzten. Zwei der jungen Tauben pickten einander mit ihren Schnäbeln. „Was thun sie denn da?“ fragte der kleinere Knabe seinen Bruder. „Sie zanken sich,“ gab dieser zur Antwort. „Nein, das kann nicht sein,“ rief der Kleine, „sie sind ja Brüder!“ Dem Kleinen war es undenkbar, daß Brüder zanken sollten, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen. Wir sind aber alle Brüder und sollen uns als solche lieb haben, für einander beten und einer des andern zeitliches und ewiges Heil suchen und fördern.

Es war Sonntag, und die Leute gingen zum Gottesdienst, denn die Glocke hatte längst geläutet. Geradeüber war eine Schenke, und

davor saß ein Matrose, hatte die Arme über die Brust gekreuzt, die Cigarre im Munde und sah verächtlich drein, wie die Menschen zur Kirche gingen. — Da kam auch ein Mann des Weges mit seinem Gesangbuch unter dem Arm, ging an dem Matrosen vorbei, sah ihn zufällig an, und der Matrose sah ihn auch an mit einem Lächeln, als dächte er: du armseliger Narr, was läufst du doch in die Kirche!

Der Mann verstand diesen Blick sehr wohl, und wurde nicht zornig, sondern blieb stehen und fragte: „Freund, willst du nicht mit in die Predigt?“ — „Nein!“ brummt jener barsch; wendet sich um und bläst den Cigarrendampf über die Schulter. — Der Mann fährt aber fort: „Freund, du mußt böse Tage gehabt haben; — lebt deine Mutter noch?“ — Der Matrose blickt ganz betroffen dem Fremden in's Angesicht und schweigt stille. — „Wenn deine Mutter hier wäre,“ fährt der fort, „die würde sehr traurig sein!“

Weiter sagte er nichts und ging der Kirche zu. Der Matrose aber sah starr vor sich hin und saß lange in Gedanken. Darauf stand er

auf, die Cigarre fiel ihm aus der Hand; er ging langsam über die Gasse, und ist in der Kirchthüre verschwunden. In dem Herzen muß was vorgegangen sein! Was? ich kann's wohl ahnen. Das eine Wort: „Mutter“ hat ihm die Seele getroffen.



VII.

Die Geschichte vom kleinen Schiffs- jungen.

Das Schiff „Cornelia“ befand sich auf einer Reise im Weltmeer und war bereits weit von der amerikanischen Küste entfernt, als ein heftiger Sturm losbrach, der fünf Tage lang anhielt und das Schiff in eine solche Gefahr brachte, daß die Mannschaft sich fast für verloren ansah. Gerade als das Unwetter am wüthendsten tobte, und das Schiff wie einen Spielball haushoch hinauf- und hinabschleuderte, kam oben das Takelwerk am Hauptmast in Unordnung, und der Schaden mußte zurecht gemacht werden. Doch in dem Tumult des Sturmwindes auf den Mast zu klettern, schien fast unmöglich; es war ein Wagestück auf Leben und Tod. Der Steuermann befahl kurzweg einem Schiffsjungen, er solle hinauf. Der war ein junger, zarter Bursche, kaum 13 Jahre

alt, das einzige Kind einer armen Wittwe, welche ihr Liebsteß hatte in die Welt gehen lassen, weil sie selber kaum Sattessen hatte.

Als der Junge den Befehl vom Steuermann empfangen, hob er seine Mütze auf, blickte hinauf nach der Spitze des Mastes und wieder hinab in die schäumenden Wellen, die wie mit Ruthen gepeitscht über's Berdeck schlugen und nach ihm die Wasserarme ausstreckten, dann sah er den Steuermann an. Er schwieg einen Augenblick; darauf sagte er: „ich komme gleich!“ — Und er sprang über's Berdeck fort in die Kajüte. Eine Minute verging, dann kehrte er zurück und nun gieng die Strickleiter hinauf, flink und entschlossen.

Der Mann, welcher diese Geschichte erzählt hat, stand unten am Maste und seine Blicke folgten dem Kinde, bis ihm schwindelte. Er fragte den Steuermann: „Warum schickst du den hinauf? er kommt nicht lebendig hinunter!“ — Der Steuermann antwortete: „Männer fallen, Jungen stehn. Der klettert wie'ne Eichfatz!“

Der andere sah wieder hinauf: noch stand

der Junge! jetzt hing er am Mastkorb; jetzt stieg er weiter. Der Sturm raste und tauchte den Mast in die Fluth: der Junge hielt sich. — In einer Viertelstunde war er unten, wohlbehalten und frisch, und lachte fröhlich. — „Gott sei gedankt!“ rief jener; vor Angst hatte das Herz ihm stille gestanden.

Denselben Tag noch suchte er den Jungen zu sprechen. Er fragte ihn, ob ihm nicht bange gewesen? „Ja,“ sagte der Junge. — „Ich merkte es wohl,“ sagte der andere; „du hast es dir auch erst in der Kajüte bedacht.“ — „Bedacht nicht,“ sprach jener; „ich wollte erst beten. Ich dachte, herunter komme ich nicht wieder lebendig, da habe ich beten gemußt. Hernach war mir nicht bange.“ — Der Mann fragte ihn, wo er das Beten gelernt habe? — „Wie ich noch zu Hause war,“ sagte der Junge; „die Mutter hat es mich gelehrt. Wie ich fortging, sagte sie mir, ich solle es immer thun, daß Gott mich vor Gefahren bewahre; und ich kann es auch nicht lassen.“

Die Mutter hat's ihn gelehrt! Die Mutter und immer die Mutter! — Du lieber Schiffs-

junge, erzähl' doch das unsern Müttern in
Deutschland! Auch ihre Kinder müssen ja hin=
aus in den Sturm und in die Wogen. Wohl
dem, der dann beten kann.

VIII.

Der arme Bube.

Eines Tages sah der Vorsteher einer englischen Sonntagschule ein junges Mädchen in seine Schule eintreten, dessen sinniges Wesen ihm den Gedanken einflößte, es zu fragen, ob es sich nicht gern dem Unterricht widmen möchte.

„Sehr gern,“ antwortete ihm dasselbe, „wenn Sie eine Klasse für mich frei haben.“ — „Ich habe zwar keine in diesem Augenblick zu vergeben, aber was halten Sie davon, wenn sie sich selbst eine solche aus Straßenkindern bildeten?“

Das Mädchen stutzte anfänglich, dann aber entschloß es sich schnell dazu. Sie machte sich alsbald an das Auffuchen etlicher armer Kinder und entdeckte auch unweit eine Gruppe schmutziger und zerlumppter Knaben, zu der sie sich begab. Nachdem sie die Knaben mit ihrem

Vorhaben bekannt gemacht hatte, willigten drei derselben ein. So entstand eine neue Klasse von Schülern, denen der Inspektor den fleißigen Besuch der Schule anempfahl, indem er unter dieser Bedingung ihnen einen vollständigen neuen Anzug zu schenken versprach. Am nächsten Sonntage stellten sich nur zwei der Knaben ein, der dritte fehlte. Die Lehrerin suchte ihn auf, fand ihn, und es gelang ihr, nicht ohne Mühe, den kleinen Müßiggänger in die Schule zurückzubringen. Am dritten Sonntage war der Platz desselben abermals leer, so auch am vierten und fünften, und jedesmal mußte dem unverbesserlichen Schüler nachgelaufen werden. Schon fing die Geduld der jungen Lehrerin an nachzulassen, so daß sie in der monatlichen Schulkonferenz erklärte, sie sehe sich außer Stande, sich länger mit diesem Kinde abzugeben; doch gab sie endlich den Vorstellungen des Inspektors nach, es noch einmal mit ihm versuchen zu wollen.

„Uebrigens,“ fügte sie hinzu, „wird es nur verlorene Mühe sein, denn ich muß Ihnen, mein Herr, überdieß bemerken, daß des Knaben

Anzug, den Sie ihm geschenkt haben, völlig zerrissen und abgenutzt ist."

"Sei dem, wenn Sie ihn noch einmal aufsuchen und er mit Ihnen zurückkehrt, so gebe ich ihm einen neuen Kittel!"

Sie begab sich denn zur Stelle, wo sie den armen Burschen gewöhnlich antraf und er ließ sich auch willig finden; worauf der Inspektor ihm den versprochenen Kittel gab. Trotzdem blieb er am folgenden Sonntage wieder aus der Schule weg, und so auch in den weiteren vier Wochen. Die junge Lehrerin hielt nun jede fernere Bemühung um ihn vergeblich und erklärte in der monatlichen Zusammenkunft, worin sie von dem bisher stattgefundenen Bericht erstattete, daß sie entschlossen sei, den Knaben gänzlich aufzugeben. Dem Inspektor gelang es indeß, sie zu einem neuen vierwöchentlichen Versuche zu bewegen, indem er ihr sagte: „es wäre doch hart, das arme Kind in's Verderben rennen zu lassen!" Ueberzeugt, wie sie zu sein glaubte, daß es ihr auch fernerhin nicht besser wie bisher gelingen werde, den jungen Starrkopf auf einen andern Weg zu

bringen, bestand sie darauf, von ihm abzulassen, „denn,“ fügte sie hinzu, „auch sein neuer Kittel ist wieder zerrissen.“ „Desto schlimmer,“ erwiederte ihr Inspektor, „ich werde ihm einen neuen Kittel geben, wenn Sie ihr Werk fortsetzen wollen.“ Die junge Lehrerin ließ sich hierauf die Mühe, dem Knaben nachzugehen, noch die drei folgenden Wochen hindurch gefallen, wie groß war jedoch ihre Verwunderung und Freude, als sie am vierten Sonntage den kleinen Wildfang, ungerufen und aus freiem Entschluß an seinem Plaze fand. — Von da an ward er einer der fleißigsten und gelehrigsten Schüler: er lernte den Heiland kennen und sein inneres Leben wuchs, wie seine Kenntnisse.

Wer der Knabe war? Kein anderer, als der, den späterhin alle Welt als den Doktor Morrison kannte, den Gottesmann, der die Bibel in's Chinesische übersetzt hat und Vielen der Führer zum Leben geworden ist.

Man kann nicht wissen, was in solch einem armen Jungen steckt, der auf der Schulbank sitzt oder auf der Straße umherläuft. Darum

lohnt es sich wohl, wenn er's auch krauß macht,
mit ihm Geduld zu haben.

Sind wir schwach — der HErr hat Stärke,
Sind wir arm — der HErr ist reich;
Unser Gott thut Wunderwerke,
Wer ist unserm König gleich?
Sagt, ob der nicht helfen kann,
Dem die Himmel unterthan?



IX.

Der Schilling und das Goldstück.

Der verstorbene Herzog von Buccleugh in England, kaufte vor einigen Jahren auf einem seiner ländlichen Spaziergänge, in der Gegend von Dalkeith eine Kuh und hinterließ den Befehl, dieselbe am nächsten Morgen auf sein Schloß zu senden. Dem Uebereinkommen gemäß wurde die Kuh abgesandt. Der Herzog machte gerade in seinem Morgenanzuge einen Spaziergang durch ein Gehölz, als er einen kleinen Knaben erblickte, der sich vergebens bemühte, die Kuh nach dem Gute zu treiben. Der Knabe, der den Herzog nicht kannte, schrie ihm zu:

„Holla! Ho! Kommt und helft mir! Ihr seht ja, ich kann das Thier nicht vorwärts kriegen!“

Der Herzog durchschauete sogleich den Irrthum, aber er wollte sich einen Spaß mit dem

Jungen machen. Er that deßhalb, als verstehe er ihn nicht und ging langsam weiter. Der Knabe schrie unaufhörlich um Hülfe; endlich sagte er in einem Tone augenscheinlicher Betrübniß:

„So kommt doch und steht mir bei, ich will Euch auch die Hälfte von meinem Trinkgeld geben.“

Diese letzte Zusicherung hatte den gewünschten Erfolg; der Herzog half dem Knaben.

„Was denkst du denn für deine Arbeit zu bekommen,“ fragte der Herzog, indem sie das Thier vor sich hin trieben.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete der Knabe, „ich erwarte aber ein gutes Trinkgeld, denn die Leute, die dort im Schlosse wohnen, sollen gegen Anserens recht gut sein.“

Als sie sich dem Schlosse näherten, verließ der Herzog den Knaben und gelangte auf einem Nebenwege in's Schloß. Er rief einen Diener, gab ihm ein Goldstück und sagte zu ihm:

„Gieb das dem Knaben, der die Kuh gebracht hat.“ Der Herzog kehrte in's Gehölz zurück und begegnete bald dem Knaben wieder.

„Na,“ sagte der Herzog, „was hat es gelohnt?“

„Einen Schilling,“ sagte der Knabe, „hier nehmt Euern halben Schilling.“

„Hast du wirklich nicht mehr als einen Schilling erhalten?“ fragte der Herzog.

„Nein,“ sagte der Knabe mit der größten Ernsthaftigkeit, „ich versichere es Euch hoch und theuer — denkt Ihr denn nicht, daß es ein gutes Trinkgeld sei?“

„Das finde ich nicht,“ sagte der Herzog, „da wird ein Irrthum sein, und da ich mit dem Herzoge bekannt bin, so denke ich dir mehr zu verschaffen, wenn du mit mir zurückkehren willst.“

Der Knabe war es zufrieden und sie gingen zurück. Der Herzog zog die Glocke und befahl seiner ganzen Dienerschaft vor ihm zu erscheinen.

„Nun,“ sagte der Herzog, „zeige mir den Mann, der dir den Schilling gab.“

„Es war der Mann mit der Schürze,“ erwiederte er, auf einen Bedienten deutend.

Der Verbrecher bekannte sein Vergehen, fiel

auf seine Kniee und versuchte eine Entschuldigung zu stammeln; aber der Herzog unterbrach ihn, befahl ihm unwillig dem Knaben das Goldstück zu geben und augenblicklich seinen Dienst zu verlassen.

„Du hast,“ sagte der Herzog, „durch deine schändliche Habsucht deine Stellung und Ehre verloren — lerne für die Zukunft, daß Ehrlichkeit die größte Klugheit ist.“

Der Knabe erkannte nun, daß ihm der Herzog selbst bei der störrischen Kuh geholfen hatte und dieser war so erfreuet über die Ehrlichkeit des Knaben, daß er ihn in eine Schule schickte, ihn dort unterhielt, und für seine Zukunft sorgte.

X.

B a d ä u s.

Liebe Kinder, wißt ihr wohl, wie es an einem Frühlingsmorgen nach erfrischendem Nachtreuen ist? Da strahlt so golden die Morgensonne durch die Gipfel der neubelaubten Bäume, Wiesen und Felder tropfen und funkeln, frische Lüftchen tragen Blüthendüfte auf ihren Schwingen weit umher, so daß Gassen und Straßen damit angefüllt werden, die Vöglein zwitschern und singen nach Herzenslust in den Zweigen der Bäume und hoch in den Lüften; eine solche Fülle von Segen hat sich dann auf die Erde herabgesenkt, daß das Menschenherz die Wonne kaum fassen kann, die es erfüllt. Wie froh seid besonders ihr, Kinderchen, an einem solchen Morgen, ihr, die ihr noch im Frühlinge des Lebens steht, von Noth und Sorgen nichts wißt, und wie die Vöglein so frisch und fröhlich auffjauchzen könnt, ohne daß ein Seufzer eurer

Brust sich entringt. — Und doch, ihr werdet es kaum glauben, gab es an einem solchen Frühlingsmorgen ein Kind, ein Knäblein, das einsam und freudlos seinen Weg zur Schule wandelte, ohne auf die Blüthenpracht zu achten, ohne den zur Freude einladenden Gesang der Vögel zu hören. Düster haftete sein Blick am Boden, sogar das fröhliche Geschwätz seiner Mitschüler, die in heitern Gruppen denselben Weg gingen, war ihm zuwider — er floh ihre Gesellschaft und blieb so weit wie möglich hinter ihnen zurück. Bitterkeit hatte das arme Kinderherz krampfhaft zusammengezogen und seine von Natur zärtlichen, warmen Gefühle erstickt: der arme Knabe war ungeliebt, er hatte Niemand, dem er theuer und unentbehrlich war — und das ist ja so schwer zu tragen. In zarter Kindheit war sein Körper durch einen Fall verunstaltet worden, er war nun im Wachsthum zurückgeblieben, hatte nicht das schöne Ebenmaß der Glieder behalten, das dem Menschen zur Zierde gereicht, sein Rücken war gekrümmt, sein Kopf hob sich nur mit Mühe aus den Schultern, und ein Krücklein unterstützte seinen

Gang. Leider ahnten seine Eltern nicht, daß verdoppelte Liebe einem solchen mißgestalteten Kinde gehöre, sie hatten noch andere Kinder, die schön und kräftig aufwuchsen — der arme kleine Knabe zog sich stets furchtsam zurück, man glaubte allgemein, man thue ihm einen Gefallen, ihn unbeachtet zu lassen — so kam es, daß er sich Eltern und Geschwistern immer mehr entfremdete, daß er seinen schweren Lebensweg einsam ging. Leider aber wurde sein Gemüth durch diese Zurücksetzung erbittert, er klagte die ganze Menschheit der Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit an, ja er murrte selbst gegen Gott, der ihn zur traurigen Ausnahme gemacht und ihm dadurch alle Lebensfreuden abgeschnitten habe. Verdruß und Mißtrauen blickten aus seinen Augen, er war unfreundlich gegen Jedermann, daher wurde er immer weniger geliebt; — und doch war in seinem Herzen ein tiefes Bedürfniß, zu lieben, ein brennendes Verlangen, geliebt zu werden, es war nur Schmerz, nicht Haß, was seine Stirn so früh umwölkte.

— So kam es, daß er auch an jenem schönen

Morgen, den Weg zur Schule an den blühenden Gärten entlang einsam und freudlos zurücklegte. — Der Unterricht begann. — „Liebe Kinder,“ sagte der Lehrer, „wir haben heute einen gar lieblichen Abschnitt der heiligen Schrift zu betrachten, einen Zug unseres lieben Heilandes, der mir immer ganz besonders in's Herz drang, selbst da ich noch ein Kind war. Er zeigt so recht deutlich, wie der HErr gerade die Niederen, geistig und körperlich Elenden am meisten im Auge hat, sich am liebsten an sie wendet, — und ist das nicht gerade die reinsten, heiligsten Liebe, die sich voll Mitleid zu den Verachteten neigt? Hört mir andächtig zu, und Gott öffne eure Herzen wie Blumenkelche, damit die Strahlen seiner Liebe tief hinein dringen mögen.“ Er erzählte ihnen nun (Luc. 19, 1—10), wie Zachäus, ein Oberster der Zöllner, vom Verlangen erfüllt, den HErrn zu sehen, von dem er schon so viele Wunderdinge gehört hatte, sich unter die Menge mischte, die sich auf dem Wege versammelt hatte, den jener kommen mußte. Aber er war gar klein von Person und nicht im Stande, über die größern Leute fort-

zusehen, auch mochte man ihm nicht gern Platz machen, denn obgleich er reich war, war er seines Standes wegen, der wohl mit Recht im Verruf war, doch unbeliebt. Da erstieg er einen Maulbeerbaum, sicher, hier unbelästigt und unbemerkt zu sein. — Endlich kommt Der, auf den er wartet — wie mochte ihm sein Herz schlagen! ach, daß er so klein und verachtet ist, und nicht zu denen gehört, die Ihn begleiten und Seine holdseligen Reden mit anhören dürfen! Jetzt nähert Er sich seinem Baume, noch einen Augenblick und die theure Gestalt wird vorüber, und von der Menge seinen Blicken verdeckt sein. — Aber nein, liebe geringe Seele! Er weiß wohl, daß du voll Verlangen nach Ihm ausschaust, Er findet dich sicher aus der Menge heraus. Seine Heilandsaugen auf dich richtend, sagt er: „Steig’ eilend hernieder, Zachäe, denn ich muß bei dir eintreten!“ — Da stieg er eilend hernieder und nahm Ihn auf mit Freuden!

Die Knaben hatten Alle der lieblichen Erzählung gar andächtig zugehört und sich herzlich daran gefreut, — Einer aber war be-

sonders darunter, — dem widerfuhr Heil an dem Tage. Der Herr lehrte bei dem kleinen Knaben mit dem suchenden, wunden Herzen ein und wurde sein Freund, und von Stund an widmete er Ihm seine heißeste Gegenliebe.

Mit einem andern Herzen ging er von der Schule heim, als er gekommen war. Zwar waren seine Augen wieder von Thränen schwer; aber nicht vor Schmerz, sondern vor Wonne. Er fühlte sich nicht mehr als den Verachteten, sondern als den Bevorzugten, den der Heiland sich besonders ausersehen hatte; nun hatten die Blüthen auch für ihn Duft, die Vögelein sangen ihm Freude zu, er sah und hörte in der Natur überall den Ruf: „Steige eilend hernieder, denn Ich will bei dir einkehren.“

Und wie Zachäus die Hälfte seiner Güter den Armen gab, so gab er die Hälfte seiner Liebe von nun an seinen Mitmenschen, die ihm nicht mehr so beneidenswerth und glücklich vorkamen, sondern arm und elend, so lange sie nicht nach dem Heilande ausschauten, und seinen Eltern und Geschwistern gab er reichlich zurück, was er ihnen an Liebe vorenthalten hatte.

Zuweilen aber wollten düstere Stunden wieder über ihn kommen, dann aber schlug er seine Bibel auf und las Lucas 19, 1—10, und immer sah er dann von neuem die Heilandsaugen auf sich gerichtet und hörte den Heilandsruf, und nahm mit Freuden den Herrn als seinen Seelenfreund wieder auf, bis er zuletzt in seinem Herzen feste Wohnung gefaßt hatte und es nicht wieder verließ.



XI.

Carl und Ludwig.

„Muß ich heute noch beten, Mama?“ fragte Carl seine Mutter als sie eines Abends in sein Zimmer kam um ihm „Gute Nacht“ zu sagen; „ich bin so schläfrig, liebe Mama.“

„Zu schläfrig um Gott zu danken, daß Er dich den ganzen Tag beschützt hat? Wer bewahrte dich als du heute auf dem schmalen Steg, der über den Bach führt, ausglittst, und beinahe gefallen wärest?“

„O Mama, meinst du denn, daß so ein großer Junge wie ich bin sich nicht vor'm Fallen hüten wird?“ sagte Carl verächtlich, „ich sollte hoffen, daß ich stark genug bin, mich auf meinen Beinen zu halten, — nun, wo ich fast acht Jahre alt bin!“

„Komm mit mir Carl,“ sagte seine Mutter, und sie führte ihn in das Zimmer seiner Großmutter. Dort sagte sie einer freundlich aus-

sehenden Dame einige Worte in's Ohr. Diese erhob sich sogleich und, einen Bund Schlüssel aus ihrer Tasche nehmend, schloß sie eine Schublade in einem altmodischen Bureau. Ihre Hand zitterte als sie ein Paket, sorgfältig in einem weißen Tuch eingewickelt, aus der Lade herausnahm. Dann setzte sie sich in einen großen Lehnstuhl nieder, rief Carl zu sich und nahm langsam eine Stecknadel nach der Andern aus dem Tuch heraus. Carls Neugierde wurde immer lebhafter. Was konnte in dem Paket sein? Als es aber endlich geöffnet war, fühlte er sich fast getäuscht, denn vor ihm lag nur ein kleiner Knabenanzug.

Getragen, geflickt und altmodisch war er noch dazu; die einst blanken Knöpfe trüb und staubig; da war doch nichts Schönes daran zu sehen, und dennoch wischte Großmama die Thränen aus ihren Augen, als sie zärtlich auf die kleinen Knabenkleider niederblickte. Mit sanfter, leiser Stimme sagte sie dann:

„Dreißig Jahre lang haben diese Kleider hier gelegen, Carl.“

„Dreißig Jahre, Großmama! Wem gehörten sie denn vor so langer Zeit?“

„Ja, wiederholte die alte Dame, als spräche sie mit sich selbst, „dreißig Jahre sind es seit die Wellen über meinen kleinen Ludwig zusammenschlugen. Ich weiß noch, — als wäre es gestern gewesen, — wie sie ihn in dies Zimmer brachten — ich saß auf demselben Stuhl und sie legten ihn auf meinen Schooß — wie still und kalt war er! Sie sagten, er wäre von dem Steg gefallen, als er über den Bach gehen wollte. Seine blonden Locken waren naß und es hingen Sand und Gräser daran; seine Kleider waren von den Steinen zerrissen; und wie lieblich sah er doch aus, obgleich seine blauen Augen geschlossen waren und alle Farbe von den Lippen fort war! Den Tag vorher war er acht Jahre alt geworden.“

„Nächste Woche werde ich acht Jahre alt,“ flüsterte Carl.

Ich nahm meinem Liebling die Kleider ab — die kleinen nassen Kleider, worin sie ihn auf meinen Schooß legten — und hier haben sie nun 30 Jahre geruht. Dreißig Jahre ist

mein Ludwig im Himmel; und bald werde ich zu ihm gehen, obgleich er nicht wieder zu mir kommen wird," sagte Carls Großmutter, ihre Augen aufhebend. „Komm, Carl," sagte seine Mama, leise sprechend, „sage deiner Großmama Gute Nacht." Carl gab ihr einen Kuß, warf noch einen Blick auf die alten Knabenkleider und ging dann auf seinen Zehen zum Zimmer hinaus.

„O liebe Mama!" sagte er, als er wieder in seinem eigenen Zimmer war, „war Ludwig wirklich dein Bruder?"

„Ja, Carl, und er ist der einzige Bruder, den ich je hatte. Mein Herz brach mir fast, als er starb."

„Mama," flüsterte Carl, „warum bewahrte Gott mich vom Ertrinken und nicht den kleinen Ludwig?"

„Vielleicht sah er, liebes Kind, daß Ludwig besser für den Himmel paßte, als mein Carl. Er war immer ein liebes, gehorames Kind, und hörte von Nichts lieber erzählen als vom guten Heiland." — „O! sagte Carl, „ich bin

gewiß, daß er nie so schlecht war, wie ich heute
Abend. Es war sehr stolz von mir zu denken,
daß ich mich selbst vor dem Fallen bewahrte
und nicht zu glauben, daß es Gott war, der
mich behütete. Ich wollte jetzt gern noch beten,
Mama."

XII.

Mission.

Die Chinesen.

Meine jungen Leser haben gewiß alle von China gehört, und dennoch wissen sie wenig von diesem fernen Lande. Heute wollen wir ihnen Einiges von seiner ungemein großen Bevölkerung erzählen. Obgleich es eigentlich unmöglich ist, die Zahl derselben genau anzugeben, so schätzen Reisende, die das Land besucht haben, sie doch auf ungefähr vierhundert Millionen. Aber wie kann man sich eine genaue Vorstellung von einer so großen Zahl machen? Man wird meinen, es zu können, wenn man sie zählt. Wir wollen dies versuchen: eins, zwei, drei... Wißt ihr, wie lange man so fortfahren müßte zu zählen, bis man damit fertig ist? Wenn wir in einer Minute bis Hundert zählen und nach jedem Hundert wieder von vorn mit eins, zwei, drei u. s. w.

anfangen, würden wir in einer Stunde bis sechs Tausend gekommen sein, und wenn wir so zwölf Stunden täglich zählten, ausgenommen des Sonntags, so würden wir in einem Jahre bis zu zwei und zwanzig und einer halben Million kommen. Das heißt, wir würden mehr als 17 Jahre brauchen, um bis vier hundert Millionen zu zählen!

So groß, meine lieben Kinder, ist die Bevölkerung des ungeheuren Reiches, welches China heißt. Wir würden uns freuen, wenn wir euch sagen könnten, daß die Chinesen den Herrn Jesum kennen und lieben; aber leider müssen wir euch im Gegentheil daran erinnern, daß sie Alle Götzendiener sind, und daß eine große Zahl unter ihnen niemals von Jesum Christum hat sprechen hören.

Dies Volk ist lange von den andern Völkern der Erde getrennt gewesen; es wollte nichts mit ihnen zu thun haben, denn es glaubte selbst Alles zu haben, was es nöthig hätte; daher ist ihnen erst kürzlich das Evangelium durch protestantische Missionare gebracht worden. Gott hat die Mühe seiner Diener

gesegnet und man zählt schon nach Hunderten die Zahl der Chinesen, die von Herzen zum Glauben an das Evangelium bekehrt sind. Hier ist ein Beispiel, welches einen unbestreitbaren Beweis liefert.

Die kleine chinesische Missionarin Hanio war eine der ersten Schülerinnen in der Schule, welche die Missionare in Singapore gründeten. Ihr Vater war todt, und ihre Mutter, obgleich sie eine Heidin war, ließ ihre drei Töchter in die Schule von Fräulein Grant gehen.

Diese christliche Lehrerin wünschte innig, ihren Schülerinnen die Sünde und die Thorheit des Götzendienstes erkennen zu lassen, und sie bat Gott oft, selbst sein Werk an den Herzen der jungen Mädchen, die man ihr anvertraut hatte, zu fördern. Bald hatte sie die Freude zu sehen, daß ihre Gebete erhört wurden an mehreren ihrer Zöglinge, worunter sich auch die kleine Hanio befand.

Die junge Chinesin machte in jeder Hinsicht solche Fortschritte, daß ihre Lehrerin sich ihrer bald als Aufseherin bedienen konnte. Diese neue Stellung bot Hanio Gelegenheit, von

Dem, den sie liebte, mit ihren Mitschülerinnen zu sprechen und ihnen zu sagen, wie unrecht es sei, Götzen zu dienen und sie anzubeten.

Eines Tages gingen sie und ihre kleine Schwester in einen kleinen Garten, der ihrem Vater gehört hatte; sie sahen dort Götzen, welche Arbeiter in dem Glauben dort hingestellt hatten, daß dieselben sie bei ihrer Arbeit beschützen würden. Da Hanio diesen Anblick nicht ertragen konnte, so nahm sie die Götzen und warf sie zu Boden; sie zeigte dadurch den erstaunten Arbeitern, daß ihre Götzen ohnmächtig seien, da sie sich nicht einmal vor den schwachen Händen eines kleinen Mädchens schützen konnten.

Bald darauf, an einem Weihnachtstage, war eine große Aufregung in Singapore, denn einige Diebe waren in einen Tempel gedrungen, und hatten Geld fortgenommen, das man einem Götzen dargebracht hatte. Das Volk, welches die Handlung empörend fand, wünschte sehr den Schuldigen zu entdecken, aber wie? Bei solchen Gelegenheiten brauchen die Chinesen ein ebenso lächerliches als abscheuliches

Mittel. Sie nehmen einen Menschen, dem geben sie zu trinken, und verbrennen um ihn herum so viel Weihrauch, daß er beinahe davon stumpfsinnig wird. Sie sind so thöricht zu glauben, daß dieser Mensch den Götzen als Dolmetscher dient, und dem Volke dessen Willen offenbart; man hört nun ängstlich auf Alles, was er sagt, so schlecht und so lächerlich es auch sein mag. Nun erklärte der Mensch, den man bei dieser Gelegenheit gewählt hatte, daß Hanio's Onkel der Dieb sei. Hanio und ihre Schwester wußten, daß dies unwahr sei, und bemühten sich, das Volk davon zu überzeugen; sie suchten ihnen begreiflich zu machen, daß ihr Götz ihres Vertrauens wenig würdig sei, da er sich, um seinen Willen kund zu thun, keines Menschen in einem viehischen Zustande bedienen würde, besonders da er unfähig sei, das Geld zu verwahren, welches man ihm gegeben hatte. Sie schlossen daraus, daß die Götzen gänzlich ohnmächtig seien. Alles dies sagten sie mit einer solchen Sicherheit und Ueberzeugung, daß sie einen großen Eindruck auf das Volk hervorbrachten, und dieses den

Onkel nicht weiter belästigte. Wie viel Kraft hat nicht die Wahrheit, meine lieben Kinder! Durch sie kann ein kleines, schwaches, unwissendes Kind Wunder thun.

Aber besonders sprach Hanio vom Herrn Jesu mit ihren Schulgefährtinnen. Oft versammelte sie dieselben um sich, und bat sie weinend, ihre Sünden zu bereuen und an den Heiland zu glauben.

Eines Sonntags Abends als Fräulein Grant aus der Kirche zurückkam, hörte sie Jemand im Schlaffaal sprechen. Da Alle um diese Zeit zu Bette sein mußten, ging sie schnell hin, um zu sehen, was es gäbe. Als sie die Thür öffnete, erblickte sie Hanio mitten im Zimmer; jedes Kind saß am Fußende seines kleinen Bettes, die jüngsten, welche früh zu Bett gegangen waren, stützten sich auf ihren Ellbogen, Alle hörten mit der größten Aufmerksamkeit zu. Hanio sprach von der Liebe, welche der Heiland für jede von ihnen am Kreuze gezeigt hatte, und ermahnte sie, nicht das Heil ihrer Seele zu vernachlässigen. Einige von diesen Kindern schienen sehr bewegt, und

man darf wohl hoffen, daß die rührenden Bitten dieser jungen Missionarin durch die Erweckung mehrerer von denen, die ihr zuhörten, gesegnet wurden.

Ihr werdet euch vielleicht freuen zu hören, was aus Hanio geworden ist. Sie verheirathete sich mit einem braven jungen Mann, der wie sie das Christenthum von ganzem Herzen angenommen hatte. Aber sie hatte den Schmerz, bald ihren Mann und das Kind zu verlieren, das Gott ihnen geschenkt hatte. Nach diesen Prüfungen beschloß sie, in ihre geliebte Schule zurückzukehren, wo sie als Lehrerin mit Freuden von Fräulein Grant begrüßt wurde. Später, und als andere junge chinesische Mädchen ihre Stelle einnehmen konnten, wurde Hanio als Missionarin unter ihren Landsleuten gebraucht. Sie geht und besucht die Frauen in ihren Häusern und ladet sie ein, zu sich zu kommen, um mit ihr die Bibel zu lesen und zu beten. Der Herr hat ihre Arbeit gesegnet: sie hat die Freude gehabt, mehrere Frauen vom Götzendienste zu bekehren und sie Jesu Christo zuzuführen. Dreißig von diesen Chinesinnen sind getauft

worden; der Prediger hat sie gut vorbereitet gefunden, sie konnten richtig auf die ihnen vorgelegten Fragen antworten; man muß aber auch sagen, daß Hanio sich viele Mühe gibt. Sie fährt auch fort, diese Frauen nach ihrer Taufe zu besuchen; versammelt sie oft um mit ihnen Lieder zu singen oder sie von einem eingebornen Missionar das Evangelium hören zu lassen.

Denkt zuweilen an Hanio, die chinesische Missionarin, meine Freunde; betet für sie; bittet Gott, daß sie ihr gutes Werk fortsetzen möge, und daß sie treu erfunden werde bis zum Ende.

XIII.

Der Diamant.

Johannes und Martin waren von Kindheit an die innigsten Freunde, sie lernten und spielten zusammen und theilten Freuden und Leiden miteinander

Johannes zeigte in früher Jugend schon einen ernsten Charakter, zur Freude seiner Eltern bemühte er sich, recht viel zu lernen, um einst ein guter Prediger werden zu können. Martin war kein Freund vom vielen Sitzen; als Kind schon liebte er den Handel, dem er sich als Jüngling widmete, und eben als Johannes auf die hohe Schule ging, mußte Martin eine weite Reise in Handlungsgeschäften antreten. So trennte verschiedene Neigung die Freunde auf längere Zeit. Nach einer Reihe von Jahren wurde Johannes Geistlicher in seiner Vaterstadt, und bald darauf kehrte Martin von seiner langen Reise zurück; groß war

die Freude ihres Wiedersehens! Beide wurden angesehene und beliebte Männer, Johannes durch seine Kenntnisse, seinen frommen Sinn, seine Milde und christliche Liebe gegen seine Gemeindeglieder — Martin durch seine große Redlichkeit und Umsicht im Geschäft, wodurch er sich auch zeitliche Güter in Menge erwarb. Der größte Schatz, der ihm wurde, war aber Elisabeth, die Tochter eines Geschäftsfreundes, der sie ihm gern auf sein Begehren zum Weibe gab. Nun war er unendlich glücklich im Besitze einer so liebenswürdigen Gattin. Nicht so sehr Schönheit zeichnete sie aus, wie ihr stilles, sanftes, anspruchloses Wesen und ihre große Herzensgüte. Jeder Leidende, jeder Unglückliche konnte sicher auf ihre herzliche Theilnahme, auf ihren Beistand rechnen. Wie groß war ihre Freude, wenn sie Thränen trocknen konnte! Ihr Haus war der Zufluchtsort jedes Bekümmerten; beständig war sie von frohen, durch sie froh und glücklich gewordenen Menschen umgeben.

Aber, ach! bald trübten Leiden, bittere Leiden die glücklichen Tage dieser Eheleute.

Von ihren Kindern war eine Tochter nur am Leben geblieben, die Uebrigen waren nach einander hinübergeschlummert in's Land der Ruhe. Da zeigt Elisabeth ihre Seelengröße. Sie tröstete den trauernden Vater, und bedurfte selbst des Trostes so sehr; ihre Heiterkeit scheuchte die düstere Schwermuth von der Stirne ihres Gatten, wenn gleich sie selbst nicht heiter war, nur heiter schien. Leider aber schwächte dieser unterdrückte Kummer den Körper der guten Elisabeth sehr. Wie die Blume, an deren Wurzel ein Wurm nagt, welkt und langsam dahin stirbt, so welkte, so starb sie dahin. Ihr Gatt war der Einzige, der sich über ihren Zustand täuschte; sie mit verdoppelter Sorgfalt umgebend, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß diese und die alle Wunden heilende Zeit auch die Herzenswunden seiner Elisabeth und zugleich deren kränkenden Körper heilen werde. Er war in dieser Zeit gerade genöthigt, häufig Geschäftsreisen zu unternehmen, eine treue Freundin pflegte unterdeß seine Gattin.

Während einer dieser Reisen nahm die Krankheit eine andere, gefährlichere Wendung, und

ehe man Martin herbeirufen konnte, entriß ihm der Tod plötzlich seine Elisabeth. Den Tag darauf kam er von seiner Reise zurück, nichts ahnend zwar, denn er hatte sie anscheinend wohler, als sonst, verlassen, doch von einer besonderen Unruhe und Sehnsucht getrieben. Sein Freund Johannes empfing ihn auf der Post, um ihn auf das Geschehene vorzubereiten.

„Martin,“ sagte er, „ich suchte dich hier in einer großen Verlegenheit, aus der du mir helfen könntest, auf. Willst du deinem alten Freund aus der Noth helfen, vorzüglich da es auch dein Vorthail wäre?“ Verwundert versprach ihm Martin, wenn er es könnte, ihm mit Freuden beizustehen. „Wohlan denn,“ sagte Johannes, „jener Mann, der vor einiger Zeit eine geringe Summe von dir lieh, und dir dafür einen Diamant zum Pfande ließ, der wohl zehnmal diese Summe werth ist, ist gestorben; Niemand weiß, daß er dir diesen Diamant anvertraute, laß uns ihn verkaufen und den Gewinn theilen, dann ist meiner Noth geholfen. „Davor soll mich Gott behüten,“

rief entsetzt Martin aus, „Kind des Unglücks! Du bist mein alter redlicher Freund nicht mehr, denn der konnte so nicht denken. Nein, um keinen Preis in der Welt behalte ich ein mir anvertrautes Pfand zurück!“ Unter dem Gespräche waren sie dem Hause des Martin näher gekommen, jetzt standen sie vor dem Zimmer, in welchem die Entseelte lag. „Nun wohl,“ sagte Johannes, „ich wußte, daß dies deine Antwort sein würde. Doch dir ist noch ein Pfand anvertraut, weit kostbarer, als der Diamant, willst du auch das zurückgeben in die Hände dessen, der es dir anvertraute?“ „Ja,“ sagte Martin, „so wahr Gott lebt! aber welch ein Pfand meinst du?“ „Ein Pfand,“ sagte Johannes, „das der Himmel dir, und zwar nur auf kurze Zeit anvertraut hat, — deine Elisabeth! Sie ist nicht mehr, ist zurück in die Hand dessen, der sie dir gab.“ — Hier öffnete er die Thür und zeigte ihm die Entschlafene, die mit den Zügen der Sanftmuth, der Herzensgüte und der Frömmigkeit auch noch im Tode da lag.

Tief erschüttert und sprachlos stand Martin

an der theuren Leiche; dann knieete er in stummem Schmerze vor ihr nieder, Johannes fuhr fort: „Gott gab dir die Gute, Er hat sie dir auch wieder genommen, sein Name sei gepriesen! beweine dein Schicksal, aber mäßige deinen Schmerz.“

Laut weinend sank nun Martin an den Hals seines Freundes und dankte mit ihm dem Vater im Himmel, der die Leiden seiner Elisabeth geendet und sie aufgenommen hatte in das Land des ewigen Friedens, wo keine Thränen mehr geweint werden. Die kleine Marie, seine Tochter, schmiegte sich jetzt an ihren Vater; er hob sie zu sich auf und gelobte sich im Stillen, ihre Erziehung seine größte Sorge und sein größtes Glück sein zu lassen. —

Mariechen wuchs auch zu seiner großen Freude heran. Sie hatte nicht nur die Gestalt, sondern auch die Tugenden ihrer Mutter geerbt, in ihr fand der Vater Trost und Beruhigung für den Verlust seiner theuren Gattin.

Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Röm. 12, 12.

XIV.

Ich kann meine Aufgabe nicht lernen.

„Ach! ich kann gar nicht diese Aufgabe behalten, sie ist zu schwer, ich mag nicht mehr daran lernen!“ Also sprach Friedrich, die Ellbogen auf dem Tisch gestützt, eine Hand in den Haaren, und mit der anderen nachlässig die Blätter seines Buches umwendend. Und als er dies sagte, stieß er einen so lauten Seufzer aus, daß seine Mutter ganz erschreckt herbei lief, um zu fragen, was ihm fehle.

„Mir fehlt nichts,“ sagte der Knabe müthig; „aber ich kann meine Aufgabe nicht lernen! Sie langweilt mich, ich werde sie nicht weiter lernen.“

„Nicht weiter lernen, Friedrich!“ wiederholte die Mutter; „willst Du denn, daß man von Dir sage, daß Du bei einer Aufgabe stecken geblieben seiest, die Tausende von anderen Kindern gelernt haben? Denke an die Ameise,

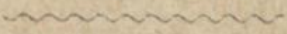
welche Timus, des barbarischen Kriegers Muth belebte, und zeige ein wenig Energie.

„Ach erzähle mir die Geschichte dieser Ameise, Mutter,“ rief der Knabe.

„Timur,“ sprach die Mutter, „war eines Tags genöthigt vor seinen Feinden zu fliehen, und sich in alten Ruinen zu verbergen. Wie er daselbst seine traurige Lage beklagte, bemerkte er eine Ameise, welche ein Weizenkorn in ein Loch zu tragen bemüht war, das sich in der Mauer befand; aber die Last war zu schwer. Timur sah sie neun und sechzig mal mit derselben zurückfallen; aber beim siebenzigsten mal gelang es. Die unermüdliche Geduld dieser Ameise belebte den Muth des alten Kriegers, und gab ihm seine ganze Energie zurück. Man sagt, er habe diese Lehre nie vergessen.“

„Bravo! gut gemacht! kleine Ameise!“ rief Friedrich; ich will versuchen Dir nachzuahmen, und bin sicher, daß es mir endlich doch gelingen wird, meine Aufgabe zu lernen.“ Und in der That, Friedrich lernte die Aufgabe, die in nichts anderem bestand, als in einigen Bibelversen. Als er sie in der Schule auf sagte,

ohne einen Fehler zu machen, lächelte ihm sein Lehrer mit Befriedigung zu. Dies war dem Knaben eine süße Belohnung; auch ist zu hoffen, daß er seit jenem Tage sich nicht wieder von seinen Aufgaben zurückschrecken ließ. Auch ihr, meine jungen Leser, suchet aus dem Beispiel der Aneise Timurs Nutzen zu ziehen, und arbeitet wie diese, mit Muth und Ausdauer.



XV.

Ein lebendes Opfer.

In einem Theil des nördlichen Amerika's, von wo die Rothhäute fast ganz verjagt sind, fand eines Tages in einem Walde eine religiöse Vereinigung statt von den Bewohnern des nahen Dorfes, die zum Theil Indianer waren. Der Gegenstand der Predigt war Christus, und zwar der gekreuzigte Christus. Der Prediger sprach von dem guten Hirten, der in die Welt gekommen ist, zu suchen was verloren war. Er erzählte von der Geduld unseres Herrn, er sprach von Gethsemane, von den Thränen, die Jesus vergoß, von seinen Leiden am Kreuze. Die Zuhörer waren bis zu Thränen bewegt und bald hörte man ringsum Seufzer; ein ziemlich großer Mann, die Thränen in den Augen, stellte sich vor den Prediger und sagte: „Jesus starb für mich? Er starb für den armen Indianer? Ich habe kein

Stück Land mehr um es Jesu zu geben, der weiße Mann hat es mir genommen, ich werde ihm meinen Hund geben und meine Flinte.“ Der Prediger sagte ihm, daß Jesus diese Gaben nicht annehmen könne. „Ich werde Jesus meinen Hund, meine Flinte und mein Kleid geben, der arme Indianer hat nichts weiter, er gibt Jesus so viel er hat.“ Der Prediger wiederholte ihm, daß Christus diese Gaben nicht annehmen könne. Der arme Wilde neigte sein Haupt, blieb betrübt stehen, und schien nachzudenken. Plötzlich erhob er den Kopf und den Prediger mit Sicherheit anblickend, sagte er: „Nun wohl, ich werde ihm den armen Indianer selbst geben, wird Jesus den wohl annehmen?“ Der Prediger und die Zuhörer waren innig gerührt von der Liebe des armen Indianers zu seinem Erlöser, dem er sich selbst als Opfer bringen wollte.

